

fundiert

Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin

01/2008

Emotion





Budgeterstellung
und Kongress-
buchhaltung

Auswahl
und Anmietung
der Veranstaltungs-
räumlichkeiten



Layout, Satz, Druck
und Versand
der Printmedien

Gestaltung
der Internetpräsenz
mit Online-
Registrierung

Sponsoring

Planung
und Organisation
von Ausstellungen



Teilnehmer-
registrierung

Abstractverwaltung



Reise- und Hotel-
buchungen

Organisation
des Rahmen-
programms



Begleitende
Pressearbeit

Vor-Ort-Organisation



Auf den Punkt geplant.

Congress Organisation Thomas Wiese GmbH

Hohenzollerndamm 125 · 14199 Berlin
Tel. 0 30 / 85 99 62-0 · Fax 0 30 / 85 07 98 26
mail@ctw-congress.de

www.ctw-congress.de

Vorwort

DIETER LENZEN, PRÄSIDENT DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN

David Auserhofer



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Freie Universität Berlin hat im Herbst eine große Auszeichnung erhalten. Sie ist eine von neun deutschen Universitäten, die im Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder auf ganzer Linie erfolgreich abgeschnitten haben und nun mit ihrem Zukunftskonzept gefördert werden. Ein international besetztes Gutachterteam bescheinigte der Freien Universität herausragende Leistungen in Forschung und Nachwuchsausbildung. Wir freuen uns über diese Anerkennung, und wir sind stolz auf das Gütesiegel, das uns zugleich Verpflichtung ist, unsere Anstrengungen auf dem eingeschlagenen Weg fortzusetzen.

Dieses Wissenschaftsmagazin beschäftigt sich mit den vielfältigen Facetten von Emotion. Ein Thema, das auch im Mittelpunkt eines der als exzellent bewerteten Forschungscluster steht. Der Cluster „Languages of Emotion“ untersucht die Zusammenhänge zwischen Gefühlen und Kommunikation und bündelt die Kompetenz aus mehr als 20 wissenschaftlichen Disziplinen. Beteiligt sind Forscher aus den Geisteswissenschaften, den Naturwissenschaften und der Medizin – ein echter Brückenschlag

also zwischen zwei Wissenschaftswelten, die bisher überwiegend nebeneinander existieren. Dabei wird gerade das Miteinander in der Wissenschaft immer wichtiger. Angesichts wachsender globaler Probleme darf Forschung nicht mehr innerhalb von Fachbereichsgrenzen stattfinden. Wissenschaft auf internationalem Niveau kann nur interdisziplinär geleistet werden.

Die Freie Universität Berlin hat das bereits früh erkannt. Seit 2003 sind innerhalb der Universität und in Kooperation mit außeruniversitären Wissenschaftseinrichtungen fächerübergreifende Forschungsschwerpunkte eingerichtet worden, unter anderem in Geschichtswissenschaft, angewandter Mathematik, Bildungs- und Regionalforschung. Diese Clusterstruktur wollen wir weiter ausbauen. Mit dem Zentrum für Clusterentwicklung, das eine Säule unseres Zukunftskonzeptes als Internationale Netzwerkuniversität ist, wird die Freie Universität mögliche Forschungsallianzen für neue Themenfelder erschließen. Der Erfolg in der Exzellenzinitiative beweist, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

Mit dieser Ausgabe des Magazins fundiert wollen wir Ihnen zeigen, wie spannend es sein kann, ein Thema aus verschiedenen wissenschaftlichen Blickwinkeln zu betrachten.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und vor allem emotional ansprechende Lektüre

Ihr

Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen
Präsident der Freien Universität Berlin



IBB BerlinINTRO

Andere machen Kaffeeklatsch – Sie den Chef.

Mit IBB Berlin INTRO schaffen Sie sich die finanziellen Voraussetzungen für Ihre unternehmerische Zukunft. Wir unterstützen Sie beim Aufbau Ihres eigenen Unternehmens in Berlin.

Wir beraten Sie gern:
Telefon: 030 / 2125-4747
E-Mail: zukunft@ibb.de

www.ibb.de/berlinintro



Impressum

Herausgeber

Das Präsidium der Freien Universität Berlin

Redaktion und Vertrieb

Christa Beckmann (verantwortlich i.S.d.P.)
Bernd Wannenmacher (Redaktionsleitung)
Kerrin Zielke, Carsten Wette, Oliver Trenkamp

Freie Universität Berlin
Kommunikations- und Informationsstelle
Kaiserswerther Str. 16-18, 14195 Berlin
Tel.: (030) 838 73 180 | Fax: (030) 838 73 187
E-Mail: fundiert@fu-berlin.de

Titelbild

photocase, reinerseiner

fundiert im Internet:

www.fu-berlin.de/fundiert

Druck

H. Heenemann GmbH & Co

Anzeigenverwaltung

Alpha Informationsgesellschaft mbH
Finkenstraße 10
68623 Lampertheim
Tel.: (06206) 939 – 0 | Fax: (06206) 939 – 232
E-Mail: info@alphapublic.de
<http://www.alphapublic.de>

Gestaltung

UNICOM Werbeagentur GmbH
Hentigstraße 14a, 10318 Berlin
Tel.: (030) 509 69 89 – 11
Fax: (030) 509 69 89 – 20
E-Mail: hello@unicommunication.de
<http://www.unicommunication.de>

Vorwort

DIE REDAKTION

Liebe Leserinnen, liebe Leser,




haben Sie beim Betrachten unseres Titelfotos gute Laune bekommen? Wenn ja, wäre das kein Wunder. Lachen steckt an, sagt man. Bilder, Filme, Musik können uns traurig stimmen, melancholisch oder fröhlich – ohne dass wir manchmal genau wissen, warum. Wohl kaum etwas ist so individuell, so unberechenbar, so komplex wie die Welt der Emotionen. Auf den folgenden Seiten möchte Ihnen *fundiert* die Gefühlswelt etwas näher bringen. Beispiel Stolz und Vorurteil: Wissenschaftler der Freien Universität Berlin untersuchen, ob türkische und deutsche Jugendliche emotional die gleiche Sprache sprechen. Die 27 Länder der Europäischen Union haben 23 Amtssprachen, zwei Amtssitze und einen gemeinsamen Feiertag. Aber gibt es auch ein gemeinsames europäisches Gefühl? Der Politikwissenschaftler Thomas Risse erklärt im Interview, dass sich dieses Gefühl entwickeln kann, und warum es wichtig ist, sich darum zu streiten. Im Gegensatz zum europäischen Gefühl hat das Nationalgefühl eine wesentlich längere Tradition. Wie es sich in Deutschland seit dem Mauerfall verändert hat, beschreibt der Politologe Klaus Schröder. Einem anderen Gefühl, der Trauer, wendet sich Rainer Kampling vom Seminar für Katholische Theologie zu, und erklärt, warum die Zeit des Trauerns eine wichtige Rolle spielt. Werden emotionale Prozesse gestört, können psychische Beschwerden bis hin zu psychiatrischen Störungen auftreten. Am Universitätsklinikum Benjamin Franklin forschen die Neurophysiologen Malek Bajbouj und Angela Merkl an Therapieformen, die diese Erkrankungen beheben helfen. Über Menschen mit depressiven Erkrankungen weiß die Wissenschaft mittlerweile viel. Doch wie die Angehörigen leiden, ist kaum bekannt. Die Psychologin Jeanette Bischkopf beschreibt die Hilfsangebote und was Angehörige tun können. Die Suche nach dem Glück treibt den Menschen seit jeher an. Was aber macht

uns glücklich? *fundiert* begab sich auf die Suche – und wurde fündig. Jugendgewalt und Koma-Saufen sind in den Medien immer häufiger die Schlagworte. Was kann man dagegen tun? Ein Projekt unter Leitung des Psychologen Herbert Scheithauer setzt schon im Kindesalter an und fördert die sozial-emotionalen Kompetenzen der Vier- bis Siebenjährigen. Manche Menschen lassen Gefühle kalt. Sie leiden an Alexithymie, und sie sind kaum in der Lage, Gefühle zu zeigen. Forscher der Freien Universität wollen diesem Phänomen auf den Grund gehen. Eine von ihnen ist Isabella Heuser, Direktorin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie. Können eigentlich auch Tiere, wie wir Menschen, trauern oder sich freuen? Veterinärmediziner der Freien Universität kennen die tierischen Gefühle und haben es *fundiert* erzählt. Film erzeugt starke Emotionen. Auch die Nationalsozialisten wussten darum. Der Film *Triumph des Willens* war eines der Machwerke der Diktatur. Ob man angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen die Ästhetik dieses Films unabhängig von seiner ideologischen Intention betrachten kann, weiß die Filmwissenschaftlerin Robin Curtis. Wie in den Diskursen über Musik, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, die Emotionalität unter die Räder kam, erklärt der Musikwissenschaftler Albrecht Riethmüller. Emotional geht es auch beim Berliner Halbmarathon zu: Tausende Sportler quälen sich durch die Stadt, genau 21,0975 Kilometer lang. Macht Sport trotz aller Anstrengungen glücklich? Ja, sagen die Sportwissenschaftler Gudrun Doll-Tepper und Detlef Kuhlmann. Wie Emotionen, Gedanken und Bewegungen miteinander verknüpft sind, daran forscht Fabian Klostermann an der Klinik für Neurologie, Campus Benjamin Franklin. Er erklärt, wie emotionale Zustände, Gedanken und Bewegungen aufeinander abgestimmt werden – ohne dass uns dies bewusst würde. Freuen Sie sich also auf eine spannende und interessante Lektüre!






Inhalt





Emotion erklären

-  Oliver Trenkamp
Stolz und Vorurteil – Wissenschaftler der Freien Universität untersuchen, wie deutsche, türkische und türkischstämmige Jugendliche und deren Eltern Ehre, Scham und Stolz empfinden10
-  Interview mit Thomas Risse
Europa lieben lernen?
Warum wir uns als Europäer und als Deutsche, Franzosen oder Polen fühlen können16
-  Klaus Schröder
Neues Nationalgefühl?
Was sich seit der Wiedervereinigung geändert hat24

Emotion erleiden

-  Rainer Kampling
Über das Anhalten aller Uhren
Warum Trauerriten verloren gehen32
-  Malek Bajbouj und Angela Merkel
Reine Nervensache
Neuromodulation verspricht Hilfe bei emotionalen Störungen.....42
-  Jeannette Bischkopf
Das Leid der Angehörigen
Wie Depression die Familie krank machen kann.....48

Emotion erlernen

-  Oliver Trenkamp
Glücksfinder
Wie uns die Wissenschaft glücklich macht54
-  Ortrun Huber
Gefühle aus der Kiste
Ein Präventionsprogramm stärkt Kindergartenkinder gegenüber Gewalt und Drogen62
-  Sven Lebert
Verlorene Emotionen – Mit einem tiefen Blick ins Gehirn
wollen Wissenschaftler ein bisher kaum erforschtes Phänomen besser verstehen.....68
-  Andrea Puppe
Tierische Emotionen
Von glücklichen Kühen, falsch verstandener Tierliebe und fürsorglichen Hyänen.....74



Autoren



Andrea Puppe studierte Biologie an der Freien Universität und absolvierte danach eine Weiterbildung zur Fachzeitschriften-Redakteurin. Als freie Journalistin arbeitet sie unter anderem für die Berliner Zeitung und die Berliner Morgenpost und als feste Redakteurin bei der Berliner Morgenpost und der Tageszeitung Die Welt. Ihren Artikel über tierische Emotionen lesen Sie ab Seite 72.



Matthias Manych studierte Biologie an der Freien Universität Berlin (Diplom). Er arbeitet als freier Wissenschaftsjournalist mit den Arbeitsschwerpunkten Biowissenschaften, Medizin und Umwelt. Wie unser Gehirn emotionale Zustände, Gedanken und Bewegungen aufeinander abstimmt, lesen Sie in seinem Artikel auf Seite 104.



Oliver Trenkamp studierte Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin und absolvierte die Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg. Er arbeitet als Autor und Journalist. Für *fundiert* begab er sich auf die Suche nach Glücksforschern an der Freien Universität (Seite 54), sprach mit einem Politikwissenschaftler über die Liebe zu Europa (Seite 16) und erkundete, wie Einwanderer Stolz und Scham empfinden (Seite 10).



Ortrun Huber studierte Journalistik, Politologie, Soziologie und Germanistik in München und absolvierte die Deutsche Journalistenschule. Nach ihrer Tätigkeit als Redakteurin der Frankfurter Rundschau leitete sie die Redaktion des UniMagazins der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2004 arbeitet sie als freie Wissenschaftsjournalistin und Lektorin. Für *fundiert* machte sie die Bekanntschaft mit Kobolden, die Kinder dabei helfen, ihre Gefühle kennenzulernen (Seite 62).

Inhalt

Emotion erzeugen



Robin Curtis

Private Kälte, öffentliches Gefühl

Der Film „Triumph des Willens“ und die kinematografische Bewegung82



Albrecht Riethmüller

Erkaltete Gefühle

Wie in den Diskursen über Musik die Emotionalität unter die Räder kam88



Gudrun Doll-Tepper und Detlef Kuhlmann

Lebensgefühl und Lebenskunst

Wie Sport uns hilft, glücklicher zu leben98



Matthias Manych

Im Netz der Neuronen

Wie Emotionen, Gedanken und Bewegungen miteinander verknüpft sind104

Emotion in Stichpunkten



Kurz-fundiert108

DAHLEMER AUTORENFORUM

Schleichers
 ■ BUCHHANDLUNG DAHLEM-DORF

1968 - 2008
40 Jahre
Buchhandlung für die FU
www.schleichersbuch.de

500.000 Titel lieferbar innerhalb 48 Stunden

Königin-Luise-Straße 41 Tel.: (030) 84 19 02
 14195 Berlin Fax: (030) 84 19 02







Stolz und Vorurteil

Wissenschaftler der Freien Universität untersuchen, wie deutsche, türkische und türkischstämmige Jugendliche und deren Eltern Ehre, Scham und Stolz empfinden

VON OLIVER TRENKAMP

Die Welt der Wissenschaft ist geteilt, jedenfalls empfinden das viele so. Zwischen geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen verläuft ein gefühlter Graben. In einem Exzellenzcluster der Freien Universität jedoch arbeiten Forscher aus beiden Welten zusammen und bündeln ihre Fähigkeiten, um ein Mammut-Vorhaben zu stemmen: Sie wollen die Sprache der Gefühle entschlüsseln. In einem Teilprojekt untersuchen sie, wie deutsche und türkische Jugendliche und ihre Eltern Ehre und Schande empfinden: Wie beschreiben sie Stolz, Scham und Ärger? Wie regulieren sie ihre Emotionen? Und wie stark prägt Kultur das Empfinden?

In Tempelhof an der Oberlandstraße liegen auch Jahre nach der Tat Blumengebinde auf dem Bürgersteig, Trauerflor und ein gemaltes Bild; darauf eine junge Frau mit einem kleinen Jungen. Es sind Hatun S. und ihr Sohn Can, die Opfer eines Verbrechens, das die Berliner schockierte: einem sogenannten Ehrenmord. Als 16-Jährige musste die junge Kurdin Hatun das Gymnasium verlassen und ihren Cousin in der Türkei heiraten. Zurück in Berlin, suchte sie sich mithilfe einer Jugendberatungsstelle eine eigene Wohnung. Sie war 23 Jahre alt, als ihr jüngster Bruder Ayhan sie auf der Straße erschoss. Der Schütze wurde zu neun Jahren Haft verurteilt; zwei Brüder, die mitangeklagt worden waren, sprach das Gericht aus Mangel an Beweisen frei.

Es sind die extremen Fälle und Probleme, die in Erinnerung bleiben, wenn es um Zuwanderer geht: „Ehrenmorde“ und Zwangsehen, Integrationsprobleme, Sprachbarrieren und Schulabbrecher. Sie sorgen immer wieder für Aufmerksamkeit.

Einerseits weiß Deutschland sehr genau Bescheid über die Zuwanderer, die hier leben – vor allem, wenn es darum geht, Probleme und Qualitäten in Schlagzeilen zu quetschen, in Zahlen zu erfassen und in Modellen anschaulich zu machen. Das statistische Bundesamt gibt an, dass in der Bundesrepublik 15,3 Millionen Menschen aus Zuwandererfamilien leben, knapp ein Fünftel der Bevölkerung. Die Markt- und Sozialforschung unterscheidet verschiedene Migrantenmilieus – von den „religiös Verwurzelten“ bis zu den „Hedonistisch-Subkulturellen“. Sie beschreibt, wie die Integrationsbereitschaft mit dem Bildungsgrad zunimmt.

Die Medien und die Werbebranche haben die Kaufkraft der Zuwanderer schätzen gelernt. Die Sozialkassen profitieren, weil jeder Ausländer im Schnitt knapp 2.000 Euro mehr einzahlt als er **Bildung und Integration** herausbekommt. Man kennt die Arbeitslosenquote unter Ausländern (23 Prozent), die Anzahl türkischstämmiger Studenten an deutschen Universitäten (30.000) und die der „Ehrenmorde“ in den letzten Jahren (50). Man untersucht die religiöse Prägung, diskutiert die Gewalt- und Leistungsbereitschaft, bemängelt die Sprachkompetenz, erhebt die Kinderzahl.

Der Ehrenmord an Hatun S. schockierte Berlin. Wie kurz nach der Tat legen Menschen auch heute hier Blumen nieder.



Aber in Deutschland weiß man andererseits erstaunlich wenig darüber, wie Zuwanderer fühlen – und vor allem, warum sie so fühlen. Zwar versuchen Wissenschaftler und Leitartikel immer wieder, die Ursachen von „Ehremorden“ und von Gewaltbereitschaft an Schulen zu ergründen, doch die Emotionen der Zuwanderer bleiben ihnen zumeist fremd. Dabei könnte hier ein Schlüssel zum Verständnis liegen.

Wissenschaftler der Freien Universität bereiten jetzt ein bislang einmaliges Forschungsprojekt vor: Sie wollen untersuchen und vergleichen, wie deutsche und türkische Kinder, Jugendliche und deren Eltern die Emotionen Scham, Stolz und Ärger erleben und ausdrücken. Das Projekt ist Teil des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“, mit dem die Freie Universität im Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder erfolgreich war und der nun besonders gefördert wird.

Ein bislang einmaliges Projekt

„Uns interessieren vor allem Unterschiede zwischen beiden Kulturen in Konzepten der Ehre und Schande und deren Zusammenhang mit Emotionsnormen“, sagt Michael Eid, Professor für Psychologie an der Freien Universität, der das Projekt zusammen mit zwei anderen Wissenschaftlern leitet: Dr. Tanja Lischetzke und Dr. Haci-Halil Uslucan. Den Forschern geht es nicht nur darum, was und wie deutsche und türkische Kinder und Eltern fühlen, sondern vor allem um das Warum von Scham und Stolz. Die drei Leitfragen lauten: Welche Situationen werden als Bedrohung der Ehre erlebt? Welche Situationen rufen Scham, Stolz oder Ärger hervor? Wie wirkt es sich aus, wenn es Diskrepanzen gibt zwischen der eigenen Idealvorstellung vom Erleben und dem Ausdruck solcher Emotionen einerseits und der Wirklichkeit andererseits?

Die Forscher werden in einer ersten Teilstudie 240 Schüler im Alter von etwa 14 Jahren und ihre Eltern befragen – je 80 deutsch- und 80 türkischstämmige in vier Berliner Bezirken sowie 80 türkische in Istanbul. Dabei werden die Wissenschaftler qualitative und quantitative Methoden nutzen: In Einzelgesprächen und anhand von Leitfäden und Fragebögen werden den Kindern und ihren Eltern Beispielsituationen geschildert. Die Befragten sollen dann erklären, wie sie sich fühlen und verhalten würden und welches Erleben und Verhalten von ihnen er-

Die Forscher befragen 240 Schüler

Wannennmacher



Zur Person:

Michael Eid ist Professor für Psychologie und untersucht im Exzellenzcluster, was und wie deutsche und türkische Kinder und Eltern fühlen.

wartet wird. Dieser situationsbezogene Ansatz sei etwas Neues in diesem Forschungsprojekt, sagt Eid: „Es gibt bisher nur wenige psychologische Studien zu Emotionsnormen, und die erfassen kulturelle Normen oft nur global.“ Hinzu komme, dass es solche kulturellen Vergleiche für den innereuropäischen Raum kaum gebe. Viel besser erforscht seien zum Beispiel Unterschiede im Stolzempfinden von Asiaten und Nordamerikanern.

Der kulturvergleichende Ansatz bringt Herausforderungen mit sich: So müsse die Interviewsituation bei türkischen Gesprächspartnern ganz anders gestaltet werden, um eine Vertrauensbasis zu schaffen. Hier profitiert das Projekt besonders von den Kontakten und Erfahrungen von Haci-Halil Uslucan, habilitierter Psychologe an den Universitäten Magdeburg und Wien, der in der Türkei geboren wurde und bis zu seinem neunten Lebensjahr dort auf-

Kulturen überlappen sich

wachsen ist. Seit 1973 lebt er in Berlin. Den Vergleich zwischen drei Gruppen – deutsch, türkisch und türkischstämmig – findet Eid besonders interessant: „Uns interessieren auch die Akkulturationseffekte, also die Art, wie man die eigenen Emotionen an die Kultur anpasst, in der man lebt“, sagt er. „Und natürlich auch die Heterogenität der Kulturen.“ Türkische Kultur und deutsche Kultur seien eben keine homogenen Blöcke, die sich gegenüberstehen, sondern sie überlappen und beeinflussen sich.

In einem zweiten Schritt sollen die Erkenntnisse aus der ersten Teilstudie vertieft werden, und zwar mittels weiterer qualitativer Methoden: Die Forscher werden In-

Der Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ sucht nach einer gemeinsamen Sprache der Natur- und Geisteswissenschaften.



foto: Barcabloo



ternetforen auswerten, in denen Jugendliche aus beiden Kulturen kommunizieren; sie werden Feldstudien erstellen, beispielsweise Jugendgruppen in Clubs beobachten,

Die Alltagssprache analysieren

die Alltagssprache analysieren sowie lange und intensive Interviews führen.

Das aufwendige Projekt ist eines der zahlreichen Forschungsvorhaben, die im Rahmen des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“ verwirklicht werden. Wie der Name des Clusters andeutet, geht es bei allen Teilprojekten um Gefühle, Sprache und den Zusammenhang zwischen beiden. Bei der zurückliegenden Entscheidung in der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder wurden nur wenige Cluster ausgewählt, an denen geisteswissenschaftliche Disziplinen so maßgeblich beteiligt sind. „Languages of Emotion“ ist somit einer der wenigen Cluster, der die Kluft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften überbrücken will. Denn in den Medien und der öffentlichen Wahrnehmung stehen sich Geistes- und Naturwissenschaften immer häufiger diametral gegenüber. Auf der einen Seite die sinnsuchenden Denker, auf der anderen die Laborforscher, die Fakten zusammentragen – so das gängige Bild.

Wie an vielen Klischees ist auch an diesem durchaus etwas dran. Unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen haben natürlich unterschiedliche Arbeitsweisen, sie stellen unterschiedliche Fragen, gehen unterschiedliche Wege. Der Quantenphysiker Erwin Schrödinger schreibt über das moderne Weltbild seiner Disziplin, der Physik: „Es liefert eine Menge faktischer Informationen, bringt all unsere Erfahrung in eine wundervoll

Was ist dran am Klischee?

systematische Ordnung. Aber es hüllt sich in tödliches Schweigen

über alles und jedes, was unserem Herzen wirklich nahe steht, was uns wirklich etwas bedeutet. Es sagt uns kein Wort über rot und blau, bitter und süß, körperlichen Schmerz und körperliche Lust; es weiß nichts von schön und hässlich, gut und schlecht, nichts von Gott und der Ewigkeit.“

Forscher, die mit naturwissenschaftlichen Methoden arbeiten, reflektieren selten oder nur wenig, wie sehr die Begriffe und Bilder, mit denen sie ihre Befunde formulieren, ja sogar die Fragen, die sie stellen, kulturell geprägt sind. Geistes- und Sozialwissenschaftler hingegen sind zwar Experten für kulturelle Veränderungen und deren Bedeutung. Sie unterschätzen aber oft die genetischen und kulturanthropologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Außerdem fehlt ihnen häufig experimentelles Know-how.

Im Exzellenzcluster wollen Wissenschaftler aus geistes- und naturwissenschaftlichen Disziplinen nun voneinander profitieren. Gerade beim Thema Emoti-

onen und Sprache lassen sich eben keine undurchlässigen Grenzen ziehen, das Zusammenspiel von Gefühl und Sprache ist komplex, weder „nur Natur“ noch „nur Kultur“.

„Wir wollen die Arme weit ausstrecken zu den anderen Disziplinen“, sagt Winfried Menninghaus, Professor für Literaturwissenschaft und Sprecher des Clusters. Forscher und Denker aus mehr als

20 Disziplinen werden zusam-

Keine undurchlässigen Grenzen

menarbeiten, darunter so unterschiedliche Fächer wie Japanologie und Psychiatrie, Politikwissenschaft und Biologie, Theater- und Tanzwissenschaft und Neuropsychologie. „Eine der größten Herausforderungen, die wir zunächst angehen müssen, wird sein, eine gemeinsame Sprache zu finden“, sagt Menninghaus.

Allein die Begriffsklärung dürfte eine riesige Aufgabe sein: „Emotion“, „Gefühl“ und „Empfindung“ beispielsweise haben umgangssprachlich eine ähnliche Bedeutung. Die Nuancen jedoch unterscheiden sich von Sprache zu Sprache, von Fach zu Fach, und sie unterliegen auch einem stetigen Wandel. Für diese Begriffe gibt es zum Teil mehr als 100 verschiedene Definitionen – es scheint fast unmöglich, sich auf eine allgemein akzeptierte Terminologie zu einigen.

Für die Arbeit im Cluster haben sich die Wissenschaftler daher zunächst für einen pragmatischen Weg entschie-

Angst, Qual, Leidenschaft –

wie hängen Gefühle mit Sprache zusammen?



flickr

Wärmermacher

**Zur Person:**

Winfried Menninghaus, Professor für Literaturwissenschaft, ist Sprecher des im Exzellenzwettbewerb erfolgreichen Clusters „Languages of Emotion“.

den: Der Sprachgebrauch und die gängigen Begrifflichkeiten in jeder Disziplin sollen hinterfragt und kritisch reflektiert werden. Keinem Fach soll eine Deutungshoheit überantwortet werden. Von zentraler Bedeutung ist der Begriff des „Affekts“: Er dient den Wissenschaftlern als Überbegriff, der sowohl Emotionen und Gefühle als

Der pragmatische Weg

auch Stimmungen und Atmosphären umfasst. Gerade beim Erkunden und Reflektieren solcher Begriffe sieht Menninghaus die Stärken der Geisteswissenschaften mit ihren zum Teil jahrhundertalten Denktraditionen. „Keine Wissenschaft entkommt der Sprache“, sagt er. Aber nicht nur das: Wer, wenn nicht die Literaturwissenschaftler, könnten erkunden, warum uns manche Gedichte zum Lachen bringen und manche zum Weinen? Wer, wenn nicht die Filmwissenschaftler, könnten erklären, warum uns manch eine Szene zu Tränen rührt?

„Es ist doch ein mittleres Wunder, wie ein paar Töne uns in eine traurige Stimmung hineinziehen können“,

Die unterschiedlichen Gefühle sind so zahlreich wie deren mehr als 100 Begriffsdefinitionen.

iStockphoto, Joan Vicent Cambó Roig



sagt Menninghaus. „Künstler sind dafür ganz besondere Experten.“ Sie könnten dabei helfen zu ergründen, wie mithilfe von Sprache Emotionen ausgelöst werden.

Geistes- und Naturwissenschaften auf Augenhöhe – darauf freut sich auch Arthur Jacobs, Professor am Arbeitsbereich Allgemeine und Neurokognitive Psychologie. Er verspricht sich eine „differenziertere Betrachtung“, zum Beispiel von verschiedenen Angstphänomenen. Sein Institut bringt unter anderem experimentelles Know-how und Hightech-Geräte in den Cluster ein. Darunter sind Kernspin-Tomographen, mit denen sich Hirnaktivitäten abbilden lassen, EEG-Labore, in denen kognitive Prozesse gemessen werden, und Hochgeschwindigkeits-Blickbewegungsmesser, die Augenbewegungen aufzeichnen können. So will Jacobs beispielsweise untersuchen, wie das Gehirn beim Lesen Emotionen verarbeitet: Gibt es affektiv-kognitive Unterschiede bei der Lektüre von Harry Potter und Goethes *Faust*? „Es wäre vermessen, so etwas ohne Literaturwissenschaftler zu versuchen“, sagt Jacobs.

Untersucht werden soll auch, wie sich die Störung bestimmter Hirnregionen auf Emotionen auswirkt. So ist es möglich, mithilfe elektromagnetischer Felder bestimmte Hirnfunktionen vorübergehend zu stören: Aus Mathematik-As-

Mathematik-Asse werden Rechen-Nieten

sen werden so kurzzeitig Rechen-Nieten. Was aber passiert, wenn man bei einer Testperson die Fähigkeit zur Empathie ausschalten könnte? Das alles sind nur wenige Aspekte der großen Themenvielfalt des Clusters „Languages of Emotion“, der in vier Forschungsbereiche unterteilt ist: erstens die Beziehungen von Emotionen und Sprache sowie Ton und Bild; zweitens die künstlerischen Poetiken der Affektdarstellung; drittens die Beziehungen von emotionaler und sprachlicher Kompetenz sowie deren Störungen; viertens Affektmodulierungen auf der Ebene kultureller Codes – zum letzten gehört auch das Projekt von Michael Eid, das „Ehre und Scham“ in deutsch- und türkischstämmigen Bevölkerungsgruppen untersucht. Zwar sind an diesem Vorhaben keine Naturwissenschaftler beteiligt, interdisziplinär ist es dennoch: Ethnologen, Psychologen und Literaturwissenschaftler arbeiten zusammen, um möglichst umfassende Erkenntnisse gewinnen zu können.

**Zur Person:**

Arthur Jacobs, Professor am Arbeitsbereich Allgemeine und Neurokognitive Psychologie, untersucht unter anderem, wie das Gehirn Emotionen verarbeitet.

Wärmermacher





Europa lieben lernen?

Warum wir uns als Europäer und als Deutsche, Franzosen
oder Polen fühlen können

INTERVIEW MIT THOMAS RISSE

Die Europäer lieben ihre Kleinstaaterei: Die Franzosen schmettern die Marseillaise, die Briten sind stolz auf ihre Monarchie, die Deutschen schwenken bei Fußballspielen ihre Fahnen. Nationalstolz, den kennen fast alle. Wie aber sieht es aus mit der Liebe zur Europäischen Union, der Verbundenheit mit dem alten Kontinent? Der Politikwissenschaftler Thomas Risse spricht über die Festung Europa, über seine Rezepte für das Zusammenwachsen der Völker und darüber, warum die Europäer den Islam gar nicht brauchen, um über Religion zu streiten.

fundiert: Herr Risse, Sie stammen aus Mettmann, das liegt nicht weit entfernt von Köln, Wuppertal und Düsseldorf. Was lieben Sie denn mehr: das Rheinland, Deutschland oder Europa?

Risse: Ich kann das Rheinland ohne eine europäische Komponente gar nicht beschreiben. Köln ist so stark europäisch beeinflusst, dass sich nicht sagen lässt, was Kölsch heute ist, ohne auf Europa zu verweisen. Das Gleiche gilt für Deutschland.

fundiert: Regionale, nationale und europäische Identitäten lassen sich nicht voneinander trennen?

Risse: Natürlich gibt es Situationen, in denen man sich stärker als Deutscher oder stärker als Europäer fühlt.

Aber die europäische Identität wirkt meist zusammen mit anderen Identitätsgefühlen – wie bei einem Marmorkuchen: Jede Schicht mischt sich mit einer anderen, sie beeinflussen sich gegenseitig.

fundiert: Viele andere Autoren gehen eher von einem Zwiebel-Modell aus.

Risse: Das würde heißen, verschiedene Schichten liegen übereinander: Tief drinnen bin ich Rheinländer, darum Deutscher, darüber liegt meine europäische Schale, und dann verstehe ich mich noch irgendwie als Weltbürger. Das ist zu einfach gedacht. Die Schichten beeinflussen sich gegenseitig, sie sind nur schwer zu trennen. Ich bleibe beim Marmorkuchen.

fundiert: Politiker bekunden gerne, wie sehr sie ihr Land lieben, Bundespräsident Köhler sprach davon in seiner Antrittsrede. Solch innige Bekenntnisse zu Europa sind eher selten.

Risse: Ich halte es da mit dem früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der sagte: „Ich liebe keinen Staat, ich liebe meine Frau“. Es stimmt aber, dass die Nationalstaaten im Vergleich zu Europa einfacher intensive Gefühle erzeugen: Es gibt sie einfach schon ein paar Jahrhunderte länger. Die nationalen Identitätsgefühle wurden auch bewusst produziert – über die Flagge, über Gedenktage und über historische Erinne-

Fühlen sich Kölner – mitten in Europa – eher als Rheinländer, Deutsche oder Europäer?



Photocase, Korre



Im Gegensatz zu Jaques Chirac lässt Nicolas Sarkozy die europäische neben der französischen Flagge hissen.

rungen. Die Europäische Union ist da eher ein Neuankömmling.

fundierte: Es gibt aber doch auch eine europäische Flagge und den Europatag.

Risse: Das ist wahr. Und mittlerweile können die meisten Europäer die Flagge auch identifizieren. Das war vor 15 Jahren noch nicht so.

fundierte: Warum?

Risse: Das Problem bei regionaler, nationaler oder europäischer Identität ist: Es handelt sich um Verbundenheitsgefühle mit „imaginierten“, also vorgestellten Gemeinschaften: Ich kenne nicht alle 80 Millionen Deutschen persönlich, fühle mich aber trotzdem zugehörig. Um mich mit Deutschland oder Europa verbunden zu fühlen, muss ich mir darunter etwas Konkretes vorstellen können. Die Gemeinschaft muss für mich eine psychologische Existenz haben. Das ist das Problem mit Europa: Die EU war bis vor Kurzem nicht wirklich im Alltagsleben der Menschen erfahrbar und präsent.

fundierte: Was heißt das konkret?

Risse: Die Europaflagge ist ein Beispiel für die psychologische Präsenz. Erst seit Sarkozy regiert, hisst Frankreich die Flagge parallel zur Tricolore. Chirac hat das noch nicht gemacht. Die Deutschen tun es seit knapp 15 Jahren. Auf dem ganzen Kontinent wehen nun Nationalflaggen und Europafahne nebeneinander, nur die Briten machen es vielleicht noch anders.

fundierte: Welche Rolle spielt der Euro?

Risse: Der Euro ist enorm wichtig. In der Eurozone nehmen ihn die Menschen als stark identitätsstiftendes Merkmal wahr, das lässt sich nachweisen.

fundierte: Auch hier in Deutschland, in einem Land, das noch immer so sehr an seiner alten Währung hängt, der D-Mark?

Risse: Auch hier! Bei allem Ärger über den Euro und aller Liebe zur D-Mark. Die Leute haben zwar gemischte Gefühle, weil sie glauben, alles wäre viel teurer geworden – was nachweislich nicht stimmt. Sie identifizieren den Euro aber mit Europa.

fundierte: Woran denken die Menschen noch bei Europa?

Risse: Vor allem an die Reisefreiheit. Aber genau diese beiden Dinge verwirren die Menschen auch: Wo verlaufen die Grenzen, und wo gilt der Euro und warum? Wer aus Berlin nach Oslo fliegt, braucht keinen Reisepass – Norwegen hat das Schengener Abkommen unterzeichnet, die Grenzen sind offen. Aber Norwegen ist nicht in der Europäischen Union. Wer wiederum nach London fliegt, muss seinen Pass zeigen, obwohl Großbritannien EU-Mitglied ist, aber nicht bei Schengen mitmacht. Mit dem Euro kann man in beiden Städten nicht bezahlen.

fundierte: Ist die Identifikation mit Europa in der Eurozone insgesamt größer?

Bundespräsident Horst Köhler erklärte in seiner Antrittsrede, dass er sein Land liebe. Innige Bekenntnisse für Europa sind eher selten.



Presse- und Informationsamt der Bundesregierung



Risse: Ganz klar stiftet die gemeinsame Währung eine gemeinsame Identität. Man hat sie ja dauernd in der Hosentasche. Da unterscheiden sich die Euro-Länder signifikant von den Nicht-Euro-Ländern. Die Währung, die Flagge – das sind Identitätsmarker, sie machen Europa sichtbar, sie schaffen ein Gemeinschaftsgefühl.

fundiert: Wie viel Gemeinsamkeit ist nötig für ein echtes Zusammengehörigkeitsgefühl?

Risse: Das Identitätsgefühl speist sich einerseits aus den Identitätsmarkern, andererseits aus gemeinsamen Erlebnissen. Aber ganz wichtig ist: Jemand muss anfangen, ein gemeinsames Europabewusstsein gezielt zu konstruieren!

fundiert: So ein Kontinentalstolz lässt sich bewusst aufbauen?

Risse: Das zeigt doch die Geschichte der Nationalstaaten. Der Nationalismus ist als Identitätsgefühl im 19. Jahrhundert gnadenlos konstruiert worden – bis hin zu Kriegen, die auch aus diesem Grund geführt wurden: Um Zusammenhalt zu schaffen.

fundiert: Das ist Ihr Rezept für Europa?

Risse: Auf keinen Fall. Wir sollten jetzt nicht anfangen, quer durch Europa Reiterdenkmäler zu errichten oder Plätze nach Europa zu benennen. Auch halte ich es für falsch, sich abzuschotten. Das Beispiel zeigt aber, dass sich Europabewusstsein konstruieren und erzeugen lässt.

fundiert: Wie geht es dann? Durch eine Verfassung, auf die wir so stolz sein können wie die US-Amerikaner auf ihre?

Risse: Das wird schwierig. Die amerikanische Verfassung ist eng verwoben mit dem Gründungsmythos der Vereinigten Staaten, mit der Unabhängigkeit. Das war eine spezielle historische Situation, in der die erste moderne, demokratische Verfassung entstand. Auch das deutsche Grundgesetz bezieht einen Teil seiner identitätsstiftenden Kraft daraus, dass es für die Überwindung des Nationalsozialismus und das Ende des Zweiten Weltkrieges steht. Einen solchen historischen Moment gibt es in der Geschichte der EU nicht.

fundiert: Braucht eine europäische Verfassung einfach mehr Pathos?

Risse: Jedenfalls trägt es nicht zur Identifikation bei, wenn man die Charta der Menschenrechte in eine Fußnote ver-

bannt wie im Lissabonner Vertrag geschehen. Es ist paradox: Um die europäische Verfassung zu retten, hat die Politik alles herausgestrichen, was an eine echte Verfassung erinnert – auch von der Flagge steht dort kein Wort.

fundiert: Immerhin ist die Verfassung schon einmal in den Niederlanden und Frankreich gescheitert.

Risse: Trotzdem wäre es fatal, die Verfassung totzuschweigen! Die europäischen Eliten haben aus dem Scheitern des Verfassungsvertrages geschlossen, dass wir möglichst wenig über Europa sprechen sollten. Das wäre der Tod jeder Verfassung! Genau das Gegenteil ist richtig: Streit gehört dazu, Streit stiftet Identität. Wenn wir als Europäer darüber streiten, welches Europa wir haben wollen, dann schweißt das zusammen. Wichtig ist: Wir dürfen nicht als Deutsche gegen die Franzosen oder Polen streiten, wir müssen als Europäer miteinander streiten.

fundiert: Lasst uns streiten – auf dass wir zueinander finden?

Risse: Ganz genau. Der politische Streit ist elementar wichtig für die Sichtbarkeit eines politischen Systems.

Wo gilt der Euro, wo brauchen Europäer noch einen Pass? Wer von Berlin nach London fliegt, muss seinen Pass zeigen, auf dem Weg nach Oslo aber nicht – obwohl Norwegen nicht in der Europäischen Union ist.



foto: Lydia Geisler

Kontroversen sind positiv für die Gemeinschaft und für das Gemeinschaftsgefühl. Themen wie der Beitritt der Türkei, der Umweltschutz oder Militäreinsätze – dazu können sich schließlich auch Parteien innerhalb eines Nationalstaates unterschiedlich positionieren, ohne dass der Zusammenhalt gefährdet ist. In Europa würde das auch funktionieren. Wenn wir als Europäer miteinander debattieren, dann konstruieren wir durch den Streit schon eine Gemeinschaft.

fundierte: Dazu müssen die Menschen aber an der Debatte teilhaben können.

Risse: Das ist richtig, eine europäische Öffentlichkeit gibt es bereits: Sie können keine Zeitung aufschla-

gen, ohne etwas über Europa zu lesen. Und sie brauchen Transparenz in den politischen Prozessen. Hier kann man der EU aber keinen Mangel vorwerfen, die ist manchmal viel zu transparent: Gehen Sie mal auf die EU-Internetseite, die ist so transparent, dass sie vollkommen unübersichtlich ist.

fundierte: Welches Europa wollen die Europäer denn?

Risse: Das ist schwer zu sagen. Zwei Modelle konkurrieren sehr stark miteinander. Lange Zeit sind die europäischen Eliten mit einem modernen, postnationalistischen Europabild hausieren gegangen. Das wurde sehr bewusst konstruiert: Die EU als ein postnationales System, das auf all den guten, wahren und schönen Dingen aufgebaut ist, auf Demokratie, auf Menschenrechten, auf Marktwirtschaft. Dieses Modell hebt sich deutlich ab von der Geschichte, von Nationalismus und Militarismus. Diese Konstruktion könnte man „Einheit in Vielfalt“ nennen.

fundierte: Und das andere Modell?

Risse: Auf der anderen Seite haben wir die „Festung Europa“, das Gegenbild zur „Einheit in Vielfalt“, das Bild eines exklusiven, abgeschotteten Europa. Das ist ein bisschen wie bei den Nationalstaaten früher. Bei dem Bild steht nicht so sehr die Frage im Mittelpunkt „Wer sind wir?“, sondern: „Wer sind die anderen?“ Dieses Europabild ist häufig ein fremdenfeindliches. Das Problem ist, dass Europa keine richtigen Grenzen hat.

fundierte: Wie wichtig ist dabei die Religion?

Risse: Die Vorstellung von der „Festung Europa“ ist sehr stark unterfüttert mit einem traditionellen Verständnis vom Christentum. Einfach gesagt: Die Christen gehören dazu, die Moslems nicht. Nach dieser Vorstellung von Europa kann die Türkei nie zu Europa gehören, und auch die bei uns lebenden Moslems haben es sehr schwer.

fundierte: Welches Europamodell ist stärker auf dem Vormarsch?

Risse: Beide Modelle konkurrieren um Aufmerksamkeit. Der Gründungsmythos der EU ist das postnationalistische Europa, das jedoch schwierig territorial abzugrenzen ist. Die Vereinigten Staaten und Kanada teilen unsere Ideale, gehören aber territorial nicht zu Europa. Eindeutig abgrenzen lässt sich dieses Ideal-Europa nur von autoritären Regimen. Das andere Modell, die „Festung“, ist zunehmend das Europa der Verlierer.

Prof. Dr. Thomas Risse



Thomas Risse studierte von 1976 bis 1981 Politikwissenschaft, Soziologie und Katholische Theologie an der Universität Bonn und am Institut d'Etudes Politiques Paris. Im Mai 1987 folgte die Promotion in Politikwissenschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Von 1981 bis 1988 Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) in Frank-

furt am Main, von 1988 bis 1996 Assistant beziehungsweise Associate Professor an den Universitäten Konstanz, Stanford, Yale, Cornell und Wyoming. Von 1997 bis 2001 Joint International Relations Chair (A 4) am Social and Political Sciences Department und am Robert Schuman Centre des Europäischen Hochschulinstituts in Florenz. Seit 2001 ist Thomas Risse Professor für Geschichte und Theorie der Internationalen Politik an der Freien Universität Berlin. Professor Risse erhielt 2003 den Max-Planck-Forschungspreis für Internationale Kooperation. Er ist Sprecher des DFG-Sonderforschungsbereichs 700, „Regieren in Räumen begrenzter Staatlichkeit“.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Arbeitsstelle Transnationale Beziehungen,
Außen- und Sicherheitspolitik
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft
Innstraße 22
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 555 27
E-Mail: risse@zedat.fu-berlin.de
Homepage: <http://www.atasp.de/>



fundiert: Wen meinen Sie damit?

Risse: Dieses Bild versammelt alle möglichen Ängste um sich herum. Kein Wunder, dass europaskeptische Parteien quer durch die EU dieses eher nationalistische Europabild sehr stark vertreten. Die „Front National“ in Frankreich hat eine eigene Europakonzeption, die sich an der „Festung“ orientiert. Vor ein paar Jahren wollten die noch heraus aus Europa, heute wollen sie Europa abschotten. Die rechtspopulistischen Parteien konstruieren dieses traditionelle, exklusive Europabild sehr stark.

fundiert: Von wem grenzen diese sich dann ab? Von aufstrebenden Wirtschaftsmächten wie China oder Indien? Von den USA?

Risse: Es geht generell gegen das Fremde, aber auf der europäischen Ebene. Vor zehn Jahren waren diese Gruppen noch antieuropäisch, jetzt haben sie ein anderes Europabild, aber immerhin ein Europabild.

fundiert: Aber von Amerika grenzen sich doch auch andere, weniger national gesinnte Europäer gerne ab?

Risse: Das stimmt. Die Vereinigten Staaten werden in ganz verschiedenen Politikbereichen als Gegenbild zur europäischen Identität benutzt: etwa beim europäischen Wohlfahrtsstaat oder in der Außenpolitik. Die EU versucht ge-

rade, sich als Zivilmacht eine außenpolitische Identität zu schaffen – in Abgrenzung zur Militärmacht USA.

fundiert: Europa als „soft power“ – ist das wirklich identitätsstiftend? Würde es nicht viel mehr Gemeinschaftsgefühl erzeugen, als starker Mann aufzutreten?

Risse: Die Zivilmacht, das ist nichts anderes als die nach außen gewandte Vorstellung des modernen, postnationalistischen Europa, das seine außenpolitischen Ziele in erster Linie durch Kooperation mit anderen und durch Multilateralismus, eben durch „sanfte Macht“, zu verwirklichen sucht. Und warum sollte ein „Macho-Europa“ eher identitätsstiftend sein? Nach den Erfahrungen mit den europäischen Kriegen der vergangenen Jahrhunderte will niemand „für Europa sterben“.

fundiert: Was würde ein EU-Beitritt der Türkei für das Gemeinschaftsgefühl bedeuten?

Risse: Hier kommt es wieder auf das Europamodell an, das wir bevorzugen. Einem modernen, postnationalen Europa fällt es deutlich schwerer, die Türkei nicht aufzunehmen, als einem traditionellen, exklusiven Europa. In einigen Punkten kann Europa allerdings keinerlei Kompromisse machen, egal welches Modell vorherrscht: Die Türkei muss bei den Themen Demokratie und Menschenrechte die von der EU aufgestellten Bedingungen erfüllen.

Ist ein Europagefühl in Frankreich und Deutschland besonders ausgeprägt?



photocase



Die Unterzeichnung der amerikanischen Verfassung ist im Gegensatz zur europäischen eng verbunden mit einem Gründungsmythos.

fundiert: Hat die Osterweiterung das Gemeinschaftsgefühl gestärkt oder geschwächt?

Risse: Die EU-Osterweiterung lässt sich ohne Identitätskonstruktion gar nicht erklären. Denn materiell und sicherheitspolitisch war sie nicht notwendig: Die osteuropäischen Märkte hätte man aus Sicht der EU auch durch normale Assoziationsabkommen erschließen können, und sicherheitspolitisch hätte die NATO wohl ausgereicht.

fundiert: Es stand also nie außer Frage, dass Osteuropa dazugehört?

Risse: Nach der Wende haben die Osteuropäer sofort ganz klar gesagt: Wir sind ein Teil von euch, wir kehren jetzt zurück. Wir haben ein Recht darauf. Der Sozialismus wurde sozusagen als Betriebsunfall der Geschichte gesehen, auch bei den westlichen Staaten. Das wurde zu Beginn der 1990er Jahre sehr bewusst konstruiert, auf beiden Seiten. Sonst wäre die Osterweiterung niemals so reibungslos verlaufen – das Identitätsargument stand klar im Vordergrund.

fundiert: Jetzt brechen die Konflikte zwischen Ost und West jedoch auf.

Risse: Na sicher. Es war doch so: In Europa haben sich alle über die neuen Mitgliedsländer gefreut und waren dann ganz überrascht, als herauskam: Siehe da, sie sind anders. Die anfängliche Euphorie ist vorbei, jetzt gibt es selbstverständlich auch Konflikte. Allein der Streit zwischen Polen und Frankreich über die Frage, ob Gott in die Präambel einer europäischen Verfassung gehört. Da sind ein katholisch geprägtes und ein säkulares Land natürlich ganz unterschiedlicher Auffassung. Ein echter Identitätskonflikt: Welche Rolle spielt die Reli-

gion? Für diesen Streit braucht man nicht unbedingt den Islam.

fundiert: In welchen Ländern ist das Europagefühl besonders stark? In Frankreich und Deutschland?

Risse: Das variiert sehr stark. Die Engländer allerdings liegen in allen Umfragen hinten, selbst die Türken fühlen sich stärker als Europäer als die Mehrheit der Briten. Große Unterschiede gibt es auch bei nationalistischen Gruppen: Portugiesische Nationalisten identifizieren sich sehr viel stärker mit Europa als britische Nationalisten. Deutschland und Frankreich liegen da ziemlich in der Mitte. In Deutschland identifizieren sich allerdings die politischen, sozialen und ökonomischen Eliten extrem stark mit Europa und der europäischen Integration. Da ist die Bevölkerung viel skeptischer.

fundiert: Gibt es Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern?

Risse: Der Eurobarometer hat in den letzten Jahren gezeigt, dass die Europaskepsis im Osten höher ist. Es gibt aber auch einen Geschlechterunterschied: Frauen sind skeptischer gegenüber Europa.

fundiert: Warum?

Risse: Zumindest eine Erklärung funktioniert nicht, nämlich dass Frauen weniger von Europa profitieren. Das Gegenteil ist richtig: In der Gleichstellungspolitik war gerade die EU sehr aktiv. Das ist wie mit den Bauern: Sie profitieren materiell enorm vom europäischen Agrarfonds, gehören aber zu den großen Skeptikern. Das ist ein Rätsel, das man nur schwer erklären kann. Generell lässt sich jedoch sagen: Wer mit seinem eigenen politischen System sehr unzufrieden ist, der hat mehr Vertrauen in Europa – das zeigt zum Beispiel Italien.

fundiert: Die Sinnfrage zum Schluss. Warum brauchen wir überhaupt ein Europagefühl?

Risse: Ohne ein Minimum an Gemeinschaftsgefühl gerät jedes politische System in die Krise. Warum sollte ich mich an Gesetze halten? Warum sollte ich Steuern zahlen? Warum sollte sich irgend jemand an Regeln halten, wenn sie ihm eigentlich nur Kosten verursachen? Politische Systeme brauchen immer eine diffuse Unterstützung von der Bevölkerung, sonst können die Institutionen nicht vernünftig operieren. Die EU ist da keine Ausnahme.

Das Gespräch führten Oliver Trenkamp und Bernd Wannemacher.





Neues Nationalgefühl?

Was sich seit der Wiedervereinigung geändert hat



KLAUS SCHROEDER

In der Nacht, in der die Mauer fiel, zeigten die Deutschen aus Ost und West, was sie sich selbst schon lange nicht mehr zugestanden hatten: Geradezu euphorisch und unter vielen Tränen freuten sie sich über das Wiedersehen nach fast 45 Jahren Teilung. Der 9. November – ein deutscher „Schicksalstag“ – brachte 1989 die tatsächliche Wende in der deutschen Teilungsgeschichte. Der Zug Richtung Wiedervereinigung nahm erst langsam und dann gewaltig Fahrt auf und führte schließlich am 3. Oktober zur Besiegelung der deutschen Einheit. Schon unmittelbar nach dem Fall der Mauer skandierten Leipziger Montagsdemonstranten „Deutschland, einig Vaterland“ und „Wir sind ein Volk“ und kaum noch wie zuvor „Wir sind das Volk“. Bei den Demonstrationen nicht nur in Leipzig waren zunehmend schwarz-rot-goldene Fahnen mit herausgeschnittenem DDR-Emblem zu sehen. Sie symbolisierten den Wunsch nach schneller Wiedervereinigung. Ein lange verschüttetes oder verdrängtes Nationalbewusstsein wurde nun sichtbar, im Osten deutlich stärker als im Westen. Es war ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der gemeinsamen Identität als Deutsche und kein Anknüpfen an unselige nationalistische Großmachtphantasien. Die Hoffnungen rechtsextremistischer Gruppen, die Euphorie der Wiedervereinigung könne zu einer Renaissance einer nationalistischen Bewegung führen, erfüllten sich nicht.

Die Euphorie über die gewonnene Freiheit und die Aussicht auf Einheit stieß allerdings schnell an Grenzen. In West-Berlin zeigten sich diese schon einen Tag nach dem Mauerfall, als Bundeskanzler Kohl auf einer Veranstaltung vor dem Schöneberger Rathaus von Tausenden linken Demonstranten lautstark ausgepiffen wurde, obschon er seine Freude über den Mauerfall mit einer Warnung vor radikalen nationalistischen Parolen verknüpfte. Der damalige Regierende Bürgermeister Walter Momper trat ebenfalls auf die „nationale Bremse“, sprach vom „DDR-Volk“ und der Notwendigkeit der weiteren Eigenständigkeit der DDR, die er als Hort „sozialer Verantwortung und Abneigung gegen die Ellbogengesellschaft“ lobte.

Schon bald wurden die Grenzen des spontanen Zusammengehörigkeitsgefühls deutlich. Viele Westdeutsche sahen angesichts des desolaten Zustandes der DDR-Wirtschaft hohe Kosten auf die Bundesrepublik zukommen, viele Ostdeutsche wiederum befürchteten Arbeitslosigkeit sowie soziale und materielle Rückständigkeit gegenüber den Westdeutschen. So folgte auf die nationale Euphorie der Katzenjammer. Ein seinerzeit an West-Berliner Schulen kursierender Witz nahm diese gewandelte Haltung berlintypisch auf: Ein Ost-Berliner Schü-

Wir sind ein Volk – Wir auch!

ler begegnet am Brandenburger Tor einem West-Berliner Schüler und sagt euphorisch: „Wir sind ein Volk“. Darauf antwortet der Angesprochene mit den Worten „Wir auch.“

Als unberechtigt erwiesen sich die Befürchtungen vieler prominenter Vereinigungsgegner – mit dem späteren Nobelpreisträger für Literatur Günter Grass an der Spitze –, die die Gefahr der Wiederkehr einer nationalistischen Grundhaltung angesichts der Wiedervereinigung geradezu beschworen hatten. Die Deutschen in Ost und West beklagten vielmehr die jeweiligen vermeintlichen Nachteile und pflegten die in Zeiten der Teilung entstandenen wechselseitigen Vorurteile. Das Zusammengehörigkeitsgefühl und der Bezug auf das gemeinsame Land schienen vergessen.

Als etwa zehn Jahre später der damalige CDU-Generalsekretär Laurenz Meyer öffentlich bekundete, er sei „stolz, Deutscher zu sein“, beschied ihm der grüne Umweltminister Jürgen Trittin, er habe nicht nur das Aussehen, sondern auch die Mentalität eines Skinheads. Damit war die Debatte wieder da angekommen, wo sie zu Zeiten der Bundesrepublik herkam: Jeder, der ein Bekenntnis zur Nation abgab, für die Wiedervereinigung eintrat, Nationalbewusstsein oder gar Nationalstolz kundtat, wurde schnell in eine rechtsradikale Ecke gestellt. Das Bekenntnis zur eigenen Nation, das in anderen Ländern selbstverständlich ist, konnte sich in Deutschland auch im ersten Jahrzehnt der Wiederverei-

Schon kurz nach dem Mauerfall folgte auf die nationale Euphorie der Katzenjammer.

Schon kurz nach dem Mauerfall folgte auf die nationale Euphorie der Katzenjammer.



Stockphoto, Andree Feurich

nigung nicht aus dem Schatten des Nationalsozialismus lösen.

Mit der Ablehnung einer Beteiligung am Irak-Krieg und der Ablehnung der US-amerikanischen Haltung durch den sozialdemokratischen Kanzler Gerhard Schröder und seine rot-grüne Regierungskoalition kam unverhofft – und vielleicht unbeabsichtigt – ein Wechsel.

Stärkere Rolle Deutschlands in der Weltpolitik

Nun galt der besondere „deutsche Weg“ wieder als etwas Positives, eine stärkere Rolle Deutschlands in der Weltpolitik wurde befürwortet und dem Kanzler ob seiner markigen Worte Führungsqualitäten zugesprochen. Endlich konnten auch diejenigen, die einen Stolz auf Deutschland immer abgelehnt hatten, einen positiven Bezug auf das eigene Land finden.

Der eigentliche Schub bei der Herausbildung eines neuen Nationalbewusstseins, das sich spielerisch gab und andere Nationen nicht abwertete, entwickelte sich indes anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland. Millionen Fußballfans verwandelten öffentliche Plätze und Stadien in ein schwarz-rot-goldenes Fahnenmeer, zeigten im wahrsten Sinne des Wortes Flagge und schauten nicht mehr verschämt nach unten, wenn die Nationalhymne ertönte. Für fast zwei Drittel der Deutschen – so das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage – symbolisierten die Deutschlandfahnen während der Weltmeisterschaft, dass es hierzulande ein Nationalgefühl ebenso wie in anderen Ländern

gebe. Immerhin etwa jeder zweite Befragte äußerte gegenüber Allensbach die Meinung, dass andere Nationen es gut fänden, wenn die Deutschen sich mit ihrem Land identifizierten. Die Fahnen seien ein Zeichen für einen friedlichen und fröhlichen Patriotismus. Gleichzeitig wurde deutlich, dass jüngere Generationen ein anderes Verständnis von Deutschland haben als ältere. Während eine Mehrheit der Jüngeren die unzähligen Deutschlandfahnen während der Fußballweltmeisterschaft für selbstverständlich hielt, wurde diese Auffassung umso weniger geteilt, je älter die Befragten waren.

Unter jüngeren Menschen hat sich offenbar das bei der Weltmeisterschaft sichtbar gewordene unbefangene Verhältnis zum eigenen Land verfestigt. In einer aktuellen Forsa-Umfrage im Auftrag der Zwangsarbeiter-Stiftung bekannten 86 Prozent

Ein unbefangeneres Verhältnis zum eigenen Land

der 14- bis 18-Jährigen, stolz auf ihre Nationalität zu sein; nur etwa jeder Zehnte war weniger und lediglich 3 Prozent überhaupt nicht stolz. Für viele ist dies ein nicht weiter begründbares Grundgefühl, andere äußerten, Deutschland sei ein tolles Land oder nannten die wirtschaftliche Stärke Deutschlands.

Auf die Frage einer Jugendzeitschrift, warum sie stolz seien, deutsch zu sein, wurden die sozialen Verhältnisse, die Freiheitsspielräume, die netten Menschen oder die Selbstverständlichkeit, stolz auf das eigene Land zu sein, genannt. Befragte Emigranten betonten die Religions-

Fans der deutschen Nationalmannschaft verwandelten zur Fußballweltmeisterschaft 2006 – wie am Brandenburger Tor – öffentliche Plätze in ein schwarz-rot-goldenes Fahnenmeer.



allsterbild



freiheit, die vorhandenen Freiräume und die Möglichkeit zur Bildung, aber auch typisch deutsche Tugenden wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und hohe Qualitätsstandards. Die wenigen Jugendlichen, die Nationalstolz generell ablehnen, verwiesen auf die nationalsozialistische Vergangenheit und die Gefahr der Ausgrenzung anderer.

Die Entwicklung zu einem unbefangenen Nationalbewusstsein, das starke emotionale Züge trägt, und zu einem aufgeklärten Patriotismus, der andere nicht abwertet und ausgrenzt, schreibt die positive Geschichte der Bundesrepublik nach 1945 fort. Nun wird die deut-

Aufgeklärter Patriotismus, der nicht abwertet

sche Vergangenheit nicht mehr ausschließlich als Unheilsgeschichte begriffen, sondern als eine Geschichte mit dunklen und hellen Seiten. Ohne den Nationalsozialismus und seine Verbrechen zu relativieren, wertet eine Mehrheit die Demokratisierung und Zivilisierung der Bundesrepublik als Erfolgsgeschichte, auf die man zu Recht stolz sein kann.

Gleichzeitig wird deutlich, dass der Versuch westdeutscher Intellektueller gescheitert ist, einen allein auf einen Normenkatalog bezogenen Verfassungspatriotismus anstelle des Konzepts einer Kultur- oder Nation zu verankern, das die Zusammengehörigkeit von Menschen aufgrund von Kriterien wie gemeinsamer Abstammung und Sprache, Siedlungsgebiet, Religion, Gewohnheiten und Geschichte begründet.

Dolf Sternberger gilt als einer der Begründer der deutschen Politikwissenschaft und prägte den Begriff des Verfassungspatriotismus, der sich klar vom Nationalismus abgrenzt.

Dolf Sternberger-Gesellschaft e.V.



Der Begründer des Verfassungspatriotismus – Dolf Sternberger – forderte Ende der 1970er Jahre, neben dem Nationalgefühl einen „zweiten Patriotismus, der sich auf die Verfassung gründet“, positiv aufzunehmen. Ausdrücklich plädierte er für einen Patriotismus, der sich vom Nationalismus abgrenzt und das Vaterlandsbewusstsein mit der Akzeptanz der Verfassung und ihrer Werteordnung verknüpft. Sternbergers Aufruf zum Verfassungspatriotismus richtete sich damals – was ehemalige Achtundsechziger gerne vergessen – gegen diejenigen, die sein Konzept heute oftmals alternativ zum Patriotismus setzen: linksradikale Ideologen und Demagogen, die den vermeintlich formalen Charakter der Verfassung hervorhoben, sie gering schätzten oder abschaffen wollten.

Der Sozialphilosoph Jürgen Habermas und linksstehende Zeithistoriker übernahmen Sternbergers Konzeption, entkleideten sie aber von ihrem nationalen Bezug, indem sie einen Abschied von der klassischen Form des Nationalstaates und einen Bezug zu Europa proklamierten. Kritiker wandten gegen das Konzept des Verfassungspatriotismus ein, dass allein mit einem rationalen Bezug zur Verfassung das Bedürfnis der Sinnstiftung vieler Menschen nicht befriedigt werden kann. Sie sollten recht behalten. In allen EU-Ländern, mit Ausnahme von Luxemburg, setzt eine breite Mehrheit der Bevölkerung die nationale über die europäische Identität. Insofern erscheint es plausibel, einen aufgeklärten Patriotismus als Voraussetzung einer europäischen Identität zu verstehen. Gerade in der modernen globalisierten Gesellschaft benötigen Menschen Bindungen, sei es auf regionaler Ebene, im Heimatort oder in Vereinen. Europa ist bisher nur eine rechtliche Grundlage für eine Form intensiver Zusammenarbeit von Staaten, bietet den Bürgern aber weniger gemeinsame Identifikationen.

Weg vom Nationalstaat, hin zu Europa

Der fehlende Bezug zur eigenen Nation, der nach der Wiedervereinigung ein Zusammengehörigkeitsgefühl hätte begründen können, erwies sich als eine Schwachstelle der Vereinigung. Erst als nach etwa einem Jahrzehnt in einem gemeinsamen Staat ein weiterhin unterentwickeltes Zusammengehörigkeitsgefühl nicht mehr zu übersehen war, entspann sich eine intensive Diskussion um Leitkultur, Patriotismus und nationale Identität.

Eine Schwachstelle der Wiedervereinigung

Der Begriff „Identität“ ist in den Diskussionen eher schwammig geblieben. Individuelle Identität speist sich aus Erfahrungen und Erinnerungen und dient der Selbstvergewisserung; kollektive Identität entsteht durch den Bezug von Individuen auf etwas Gemeinsames und befördert ein „Wir-Bewusstsein“, ohne Individualität aufzuheben. Wenngleich kollektive Identität



John F. Kennedy, 1963 Gast an der Freien Universität: Der Einzelne soll nicht nur an sich denken, sondern auch daran, was er für andere, für sein Land leisten kann. Eine Aufforderung für ein besseres gesellschaftliches Zusammenleben.

Prof. Dr. Klaus Schroeder



Klaus Schroeder studierte an der Freien Universität Berlin Biologie, Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft. Nach dem Abschluss seines Studiums arbeitete er am Institut für Soziologie im Fachgebiet „Politische Soziologie“ und wechselte von dort 1982 als Referent ins Präsidialamt der Freien Universität Berlin. Seit 1986 arbeitet er an der Arbeitsstelle Politik und Technik des Otto-Suhr-Instituts, deren Leitung er 1995 übernahm. 1992 gehörte er zu den Mitbegründern des Forschungsverbundes SED-Staat, den er seitdem leitet. Der promovierte Soziologe und habilitierte Politologe lehrt als Professor am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft und forscht vor allem über die deutsche Teilungs- und Vereinigungsgeschichte sowie über Sozial- und Technologiepolitik.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Forschungsverbund SED-Staat
Koserstraße 21
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 520 91
E-Mail: kschroe@zedat.fu-berlin.de

tität immer gesellschaftlich konstruiert wird, existiert sie im persönlichen Bewusstsein vieler Menschen. Sie lässt sich jedoch nicht beliebig – etwa von Politikern oder Ideologen – herstellen. Vielmehr muss sie auch als Konstrukt dem Selbstverständnis von Individuen entsprechen. So gelang es beispielsweise der SED allenfalls ansatzweise, eine DDR-Identität in der Bevölkerung zu schaffen. Auch Herrscher in Vielvölkerstaaten gelingt es selten, ethnischen Minderheiten eine übergeordnete nationale Identität einzureden.

Kollektive Identität konstituiert sich unter anderem über gemeinsame Sprache, Geschichte, Religion oder politische Auffassung. Das Individuum geht jedoch nicht in dem kollektiven Selbstverständnis auf, sondern verfügt über zusätzliche Identitäten. Es kann sich beispielsweise mit seinem Wohnort, seiner Religion oder kosmopolitisch mit allen Menschen identifizieren. Dieses Konzept der „Mehrfach-Identitäten“ bietet gerade für Deutschland Spielraum für die Integration von Minderheiten. Schließlich leben hier etwa 15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund und 17 Millionen ehemalige DDR-Bürger, die eine im Vergleich zu den etwa 60 Millionen Westdeutschen geradezu konträre Sozialisation erfuhren.

Der seit den 1960er Jahren unter Intellektuellen und Politikern ausgetragene und bis heute andauernde Streit um das Verständnis von Nation – als Schicksals- oder Willensgemeinschaft – sollte mit der Verabschiedung des neuen Einwanderungs- und Staatsbürgerrechts vor einigen Jahren ein Ende gefunden haben. Jetzt lässt sich eine Nation nicht nur aufgrund von Abstammung, Sprache, Religion oder Geografie definieren. Stattdessen gelten auch unmittelbare gemeinsame Erinnerungen sowie der Wunsch, gegenwärtig und zukünftig zusammenleben zu wollen, als konstitutiv für eine Nation. Die Vorstellung einer Nation als kollektives Plebiszit, die auf den französischen Schriftsteller Ernest Renan zurückgeht, benötigt ein gesellschaftlich verankertes bestimmtes Mindestmaß an Gemeinschaftlichkeit und Zusammengehörigkeitsgefühl – noch stärker als eine ethnisch fundierte Kulturnation für ihr Selbstverständnis und zum Zwecke ihres Erhalts.

Wenn es die Nation und den kollektiven Bezug auf etwas Gemeinsames wie Geschichte nicht gibt, wie viele Linksinтеллектуelle immer noch behaupten, dann existiert auch keine gemeinsame Verantwortung der Deutschen (als Nation) für den Nationalsozialismus, sondern nur die Verantwortung bestimmter Gruppen, etwa des Großkapitals, der Parteimitglieder, der SS oder anderer. Darf sich aber eine Nation aus der geschichtlichen Verantwortung stehlen, indem sie ihren Staat und seine Gesetze

Die Nation: Schicksals- oder Willensgemeinschaft?



nicht in der Haftung für ein verbrecherisches Regime versteht? Dann ändert das Verständnis einer Nation als „Willensgemeinschaft“ nichts daran, dass die Geschichte und ihre Nachwirkungen die Bevölkerung auch als „Schicksalsgemeinschaft“ konstituieren. Wer nach freier und bewusster Entscheidung Staatsbürger einer Nation wird, sollte sich dem nicht entziehen. Der gemeinsame Umgang mit der Geschichte der Mehrheitsgesellschaft und der verschiedenen Minderheiten stellt Einwanderungsgesellschaften vor bisher kaum thematisierte, geschweige denn gelöste Probleme, wie bereits am Umgang mit der DDR-Geschichte sichtbar wird. Gleiches gilt für die Finanzierung der Einheit über Transfers und den umverteilenden Sozialstaat generell. Warum sollten

Wer soll Opfer bringen – und warum?

Westdeutsche für Ostdeutsche materielle Opfer bringen, warum mittlere und höhere Einkommensgruppen über Steuern und Sozialbeiträge andere Bevölkerungsgruppen finanzieren, wenn es keine nationale Zusammengehörigkeit gibt? Eine Gesellschaft, die nur durch staatlichen Zwang diese Leistungen erbringt, wäre globalen Herausforderungen nicht gewachsen und anfällig für Krisen.

Die Aufforderung John F. Kennedys, der Einzelne solle nicht nur an sich denken, sondern auch daran, was er für andere, für sein Land leisten könne, gilt für alle, die in einem Staat und einer Gesellschaft zusammenleben wollen. Dieses Bewusstsein ist offensichtlich gerade in jüngster Zeit und auch unter Personen, die den Führungseliten zuzurechnen sind, verloren gegangen.

Nationalbewusstsein und Nationalgefühl – der Bezug von Einzelnen auf etwas Gemeinsames – spiegelt sich in einem modernen oder aufgeklärten Patriotismus, der

nicht auf der Ausgrenzung oder Abwertung von anderen beruht, sondern auf dem Bezug auf das Gemeinwohl. Letztlich steht der Begriff in engem Zusammenhang zur Zivil- oder Bürgergesellschaft, in der der Bürger durch seine Tugendhaftigkeit die sozialen und moralischen Voraussetzungen für Demokratie konstituiert. Patriotismus verbindet Individuen aus verschiedenen sozialen Gruppen und Milieus, unabhängig von ihrer Abstammung in der Verpflichtung auf ein aufgeklärtes, tolerantes, weltoffenes Gemeinwesen. Ein aufgeklärter Patriotismus verknüpft Freiheit und Bindung, Freiheit und Solidarität sowie Universalismus und Partikularismus. Wird „Nation“ nicht nur als Schicksalsgemeinschaft, sondern vor allem als Willens- und Wertegemeinschaft verstanden, ist die Nation weder naturgegeben noch konstruiert, sondern subjektivistisch geprägt: Nationale Identität gewinnt der Einzelne durch eine von ihm getroffene Entscheidung. Eine Mehrheit der Deutschen favorisiert mittlerweile dieses aufgeklärte Verständnis von Nation. Um die Staatsbürgerschaft zu erlangen, sollten ihrer Meinung nach gute Kenntnisse der Sprache, Wissen über die deutsche Kultur, ein europäischer Lebensstil und eine lange Biografie im Land Voraussetzung sein. Nur noch eine Minderheit von nicht einmal jedem Fünften möchte darüber hinaus Kriterien wie Abstammung und Volkszugehörigkeit einbeziehen.

Die Mehrheit will ein aufgeklärtes Verständnis von Nation

Viele ausländische Beobachter attestieren inzwischen einer Mehrheit der Deutschen ein „reflektiertes Nationalbewusstsein“, das auf der selbstverständlichen Verbindung von nationaler Zusammengehörigkeit und Werteordnung beruht. Für eine breite Mehrheit der Deutschen,

Antworten auf das Statement: Frage an Ostdeutsche: „Fühlen Sie sich im Allgemeinen mehr als Deutscher oder als Ostdeutscher?“ (falls „beides gleich“: „Was überwiegt?“), Angaben in Prozent

Ostdeutschland	1992	1997	2000	2004	2006	Altersgruppen			
						16 – 29	30 – 44	45 – 59	60 u. ä.
Ostdeutsche fühlen sich ...									
... eher als Deutscher	31	28	41	44	54	1997: 39	1997: 19	1997: 28	1997: 29
						2000: 56	2000: 34	2000: 35	2000: 42
						2004: 54	2004: 44	2004: 46	2004: 35
						2006: 77	2006: 51	2006: 46	2006: 50
... mehr als Ostdeutscher	63	67	53	49	35	1997: 56	1997: 76	1997: 66	1997: 66
						2000: 38	2000: 59	2000: 57	2000: 54
						2004: 40	2004: 49	2004: 50	2004: 53
						2006: 15	2006: 38	2006: 43	2006: 37
... unentschieden	6	5	6	7	11	1997: 5	1997: 5	1997: 6	1997: 5
						2000: 6	2000: 7	2000: 8	2000: 4
						2004: 6	2004: 7	2004: 4	2004: 11
						2006: 8	2006: 11	2006: 11	2006: 13
Summe	100	100	100	100	100	100	100	100	100

Datenbasis: Institut für Demoskopie Allensbach

vor allem Jüngere, sind nationale Gefühle – wie bei der Fußballweltmeisterschaft – heute zur „Normalität“ geworden und wecken nur bei wenigen eine Assoziation mit dem Nationalsozialismus.

Schwerer tun sich die Deutschen vor allem in Ostdeutschland mit der gemeinsamen Identität als Deutsche – auch fast zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung. Während sich eine sehr breite und seit der Vereinigung anwachsende Mehrheit der Westdeutschen eher als Deutsche denn als Westdeutsche fühlt, war dies in den neuen Ländern erst im Jahre 2006 der Fall, wobei sich jüngere Ostdeutsche häufiger als die mittleren Jahrgänge vorrangig als Deutsche empfanden, und nicht als Ostdeutsche. Im Juli 2007 hielten 54 Prozent der von Allensbach befragten Westdeutschen und 40 Prozent der Ostdeutschen auch im Nachhinein die Parole der Leipziger Montagsdemonstranten für zutreffend: „Wir sind ein Volk“. Dem widersprachen 24 Prozent im Westen und 38 Prozent im Osten.

Obwohl sich die Deutschen in Ost und West auch fast 20 Jahre nach der Wiedervereinigung zum Teil fremd geblieben sind und weiterhin viele Unterschiede sehen, vermutet doch eine breite Mehrheit, dass es einen typisch deutschen Nationalcharakter gebe. Allerdings gingen nur knapp 30 Prozent im Westen und 35 Prozent im Osten von einem gemeinsamen Nationalcharakter Ost- und Westdeutscher aus. Trotz dieser skeptischen Einschätzung gegenüber einer Zusammengehörigkeit bejahen gut zwei Drittel in beiden Landesteilen die Frage, ob sie „stolz darauf sind, Deutscher zu sein“. Selbst unter Abiturienten und Studenten schließt sich eine Mehrheit inzwischen dieser Auffassung an. Zwar liegen diese Anteile

deutlich unter denen anderer Nationen, dennoch scheint die deutsche Ausnahmesituation zu verblassen. Jedenfalls ging bisher mit diesem „Stolz, ein Deutscher zu sein“ keine Ausbreitung von Nationalchauvinismus einher. Die vor allem in Ostdeutschland verbreitete Ausländer-

20 Jahre danach – und zum Teil noch fremd

feindlichkeit spricht vordergründig zwar dagegen, aber sie ist in anderen europäischen Ländern in zumindest gleichem Maße vorhanden wie in Deutschland, was zuweilen von kritischen Beobachtern übersehen wird.

Jenseits der unterschiedlichen Einstellungen und des weiterhin bis zu einem gewissen Grad bestehenden Gefühls von Fremdheit zwischen Ost- und Westdeutschen werden Deutsche von Angehörigen anderer Nationen zumeist als „Deutsche“ und nicht als Ost- oder Westdeutsche gesehen. Als spezifisch deutsche Eigenschaften galten lange Fleiß, Autoritätshörigkeit, Militarismus, Nationalismus und Humorlosigkeit, von denen nach Meinung einiger Beobachter allerdings nur Letzteres noch zutrifft.

Vor diesem Hintergrund bietet das weit verbreitete Nationalgefühl keinen Anlass zur Sorge – es ist ein pragmatisches Lebensgefühl ohne nationalistische Züge. Allerdings sind Gefühle generell nicht statisch, im Gegenteil: Sie sind sehr volatil, können sich situativ in die eine wie in die andere Richtung verändern. Von daher scheint es zwingend, jungen Deutschen ein Nationalbewusstsein zu vermitteln, das auf den Erfahrungen der Geschichte basiert und die individuelle und gemeinsame Verantwortung für das Gemeinwohl und für den Fortbestand einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft in den Vordergrund stellt.

Antworten auf das Statement: Frage an Westdeutsche: „Fühlen Sie sich im Allgemeinen mehr als Deutscher oder als Westdeutscher?“ (falls „beides gleich“: „Was überwiegt?“), Angaben in Prozent

Westdeutschland	1992	1997	2000	2004	2006	Altersgruppen			
						16–29	30–44	45–59	60 u. ä.
Westdeutsche fühlen sich ...									
... eher als Deutscher	57	60	70	67	71	1997: 48	1997: 61	1997: 62	1997: 65
						2000: 69	2000: 66	2000: 65	2000: 78
						2004: 67	2004: 67	2004: 68	2004: 67
						2006: 74	2006: 66	2006: 70	2006: 74
... mehr als Westdeutscher	34	34	24	26	24	1997: 44	1997: 33	1997: 32	1997: 29
						2000: 25	2000: 29	2000: 27	2000: 17
						2004: 23	2004: 25	2004: 28	2004: 27
						2006: 22	2006: 28	2006: 24	2006: 21
... unentschieden	9	6	6	7	5	1997: 8	1997: 6	1997: 6	1997: 6
						2000: 6	2000: 5	2000: 8	2000: 5
						2004: 10	2004: 8	2004: 4	2004: 6
						2006: 4	2006: 6	2006: 6	2006: 5
Summe	100	100	100	100	100	100	100	100	100

Datenbasis: Institut für Demoskopie Allensbach



Über das Anhalten aller Uhren

Warum Trauerriten verloren gehen

RAINER KAMPLING

Funeral Blues

*Stop all the clocks, cut off the telephone,
Prevent the dog from barking with a juicy bone,
Silence the pianos and with muffled drum
Bring out the coffin, let the mourners come.*

*Let aeroplanes circle moaning overhead
Scribbling on the sky the message He Is Dead,
Put crêpe bows round the white necks of the public doves,
Let the traffic policemen wear black cotton gloves.*

*He was my North, my South, my East and West,
My working week and my Sunday rest,
My noon, my midnight, my talk, my song;
I thought that love would last for ever: I was wrong.*

*The stars are not wanted now: put out every one;
Pack up the moon and dismantle the sun;
Pour away the ocean and sweep up the wood.
For nothing now can ever come to any good.*

W. H. Auden

Ob der englische Schriftsteller W. H. Auden seinen Funeral Blues ironisch verstanden oder ihn als ernst gemeinten Abschiedsgesang geschrieben hat, ist in der Auden-Forschung weithin umstritten. Von dieser akademischen Debatte zeigen sich die Rezipienten des Textes jedoch völlig unberührt. Er wird gelesen als Aufschrei der Trauer um einen geliebten Menschen, als Identifikationstext, der die eigenen Emotionen widerspiegelt, dass nämlich alles und jedes nur und ausschließlich um diesen Verlust kreist, der das eigene Leben zerstört. Zeilen des Gedichts haben den Weg in Todesanzeigen gefunden, und zwar an die Stelle, an der einstmals Biberverse standen.

Selbst diese geringfügige Beobachtung kann als ein Indiz dafür genommen werden, dass überkommene Trauerriten zwar schwinden, sich aber neu etablieren, ohne indessen die gleiche Allgemeingültigkeit zu erlangen. Damit vollzieht sich allerdings ein Prozess, der die den traditionellen Trauerriten zugewachsene Funktion verunmöglicht: Trauerriten verhelfen dem trauernden Individuum dazu, sich der Gruppe als solches durch Riten mitzuteilen und seine emotionale Situation öffent-

lich zu machen. Dadurch vermag es zu einer Form des Schutzes und der

Die notwendigen Riten

Solidarität innerhalb der Gruppe kommen. Zugleich kann die Gruppe durch die öffentlich erkennbare Trauer darauf angemessen reagieren und zu einer Reintegration der trauernden Person beitragen.

Insofern die Komponente der gruppenbezogenen Kommunikation des Status der Trauer fehlt und diese nur mehr individuell ertragen und erlebt, aber nicht ausgelebt wird, verlieren Riten die Potenz der Reintegration und des sozialen Zusammenhalts. Aufgrund dieser Wechselbeziehung von Individuum und Gruppe hat der Verlust sozialer Verhaltensnormen im Trauerfall zur Folge, dass dem trauernden Individuum keine allgemein anerkannte Form des Trauerns mehr zur Verfügung steht, es mithin allein ist, und zwar gerade in einer Situation, in der es sich als verlassen erfährt.

So sehr individuelle Trauer ein seelischer oder intrapsychischer Prozess ist, so sehr ist das Individuum darauf angewiesen, auf soziale Modelle des Trauerns zurückzugreifen, die ihm dazu verhelfen, die Realität wiederzugewinnen. Die Wiedergewinnung der Welt, ihrer nicht im Trauern verloren zu gehen, ist die eigentliche, notwendige Trauerarbeit.

Daneben gibt es auch Formen kollektiven gesellschaftlichen Trauerns, die von denen des staatlichen Gedenkens, die weitgehend traditionellen Vorgaben folgen, zu unterscheiden sind. Das kollektive Trauern kann in überkommenen Ritualen kanalisiert werden oder sich

Das Individuum braucht soziale Modelle des Trauerns

Der Funeral Blues von W. H. Auden (im Bild rechts neben dem englischen Schriftsteller Christopher Isherwood) gilt vielen als Aufschrei der Trauer um einen geliebten Menschen. Fotografie von Carl van Vechten.



Library of Congress Prints and Photographs Division

neue Ausdrucksformen schaffen, die zu einer Reritualisierung führen.

Für das eine Modell stehen unter anderem die ökumenischen Gedenkgottesdienste, die trotz abnehmender Zugehörigkeit zu den Kirchen in bestimmten Krisensituationen ihren festen Platz in der Kultur des Trauerns haben; erinnert sei etwa für die Bundesrepublik Deutschland nur an die Gottesdienste anlässlich der Oderflut 1997 oder des Tsunamis. Aber auch der interreligiöse Gottesdienst nach dem Mordanschlag auf das World Trade Center zeigte das Vermögen traditioneller Formen, auf Verlusterfahrungen zu antworten.

Für das andere Modell, das der spontanen, sich im Akt des Trauerns vollziehenden Ritualisierung, stehen die Ereignisse nach dem Tod von Diana Frances Mountbatten-Windsor, Prinzessin von Wales, im Spätsommer des Jahres 1997. Zwar sind die Mechanismen des Entstehungsprozesses dieses kollektiven Trauerns noch nicht hinreichend geklärt, die Ausdrucksformen desselben jedoch im Übermaß dokumentiert. Interessanterweise fanden sich dabei vorrangig die des Abschiednehmens von der Verstorbenen, also Blumen, Totengeschenke, Briefe und ein weitgehend stiller Protest gegen ihr Sterben, der freilich in der Erzwingung öffentlicher Trauersymbole wie dem der Flaggensymbolik mündete. Betrachtet man

die Dokumentationen dieses Trauerns, das exzessive Züge annahm, könnte man fast meinen, W. H. Auden habe dazu das Drehbuch geschrieben.

Dass diesen Ereignissen Vorbildcharakter für individuelle Trauer zuwuchs, kann man bei Unglücken oder tragischen Ereignissen feststellen. Die Orte des Geschehens werden durch Abschiedsgaben, etwa Blumen, Kerzen oder Spielzeug, zu temporären Trauerorten umgewidmet. Die Ausbildung von neuen Trauerriten durch die medialen Kommunikationsmittel ist noch nicht hinreichend erforscht. Die Existenz von Trauertagebüchern, Trauerseiten und Gedenkbüchern im Internet lässt freilich die Vermutung zu, dass es hier noch weitere Entwicklungen geben wird. Ob die virtuelle Trauerbewältigung tatsächlich dazu verhelfen kann, individuelle Verluste zu verarbeiten und zu bestehen, bleibt fraglich.

Die Bibel als ein Buch der Erinnerung von Menschen auf der Suche nach einem Leben mit Gott hat manches zum Trauern zu sagen. Dabei ist es durchaus bemerkenswert, dass beide Teile der christlichen Bibel verlangen, dass man sich in der Trauer wahrnehmbar von anderen Gläubigen unterscheidet. Die Begründung für diese Forderung erfolgt dabei aus der Mitte des Glaubens selbst. Übrigens ist die Distanzierung von heid-

Ausdrucksformen des kollektiven Trauerns

terweise fanden sich dabei vorrangig die des Abschiednehmens von der Verstorbenen, also Blumen, Totengeschenke, Briefe und ein weitgehend stiller Protest gegen ihr Sterben, der freilich in der Erzwingung öffentlicher Trauersymbole wie dem der Flaggensymbolik mündete. Betrachtet man

Zwei Erzählungen vom Trauern

Nach dem Tod von Lady Diana vollzog sich ein spontaner, kollektiver und öffentlicher Akt des Trauerns.



nischen Riten des Trauerns in allen drei großen monotheistischen Religionen anfänglich Maßstab der Traueritten, was aber die Rezeption von religionsfremden Elementen nicht verhinderte.

In der hebräischen Bibel handelt es sich um 5 Mo 14,1 und im Neuen Testament um 1 Thess 4,13. Im Text aus dem Deuteronomium wird mit dem Bezug auf die Heiligkeit Gottes und die Heiligkeit Israels eingeschärft, sich Traueritten anderer nicht zu eigen zu machen, wobei das Verbot ein Indiz dafür ist, dass der Ritus des Ritzens und Schneidens durchaus praktiziert wurde. „Ihr seid Kinder des HERRN, eures Gottes. Darum sollt ihr euch keine Einschnitte machen, noch euch kahlscheren zwischen euren Augen wegen eines Toten.“ Aus welchen Gründen gerade diese Riten gebrandmarkt werden, ist nicht sicher auszumachen. Wahrscheinlich ging es dabei um kultische Akte der Totenangleichung, die als Bedrohung und Verunreinigung und damit Verletzung des Heiligkeitsstatus

Asche und Staub, zerrissene Kleidung und Klagefrauen

wahrgenommen wurden. Ansonsten zeigen sich weniger Berührungängste: Riten, die

im ganzen nahöstlichen Mittelmeerraum verbreitet waren, finden sich auch in Israel, etwa das Bestreuen mit Asche und Staub, Zerreißen der Kleidung und die Trauer begleitenden Klagefrauen (Amos 5,16; Jer 6,26; 9,16.17; Ez 27,30; 2 Sam 13,19; 14,2).

Der neutestamentliche Satz, der gerade in der Kontingenzerfahrung der Trauer ein unterscheidbares glaubensbegründetes Verhalten fordert, findet sich im ältesten Brief des Paulus, dem an die Thessalonicher. In der Gemeinde war es wegen Todesfällen zu einer Krise gekommen. „Wir wollen euch aber, Geschwister, nicht in Unwissenheit lassen wegen der Entschlafenen, damit ihr nicht trauert wie die übrigen, die keine Hoffnung haben.“ Die Andersartigkeit des Trauerns wird mit der Auferstehung Jesu Christi begründet; nicht explizit wird gesagt, ob es sich nur um einen Habitus des Trauerns oder auch um Versagung bestimmter Riten handelt. Allerdings ist angesichts der antiken Traueritten mit gutem Grund anzunehmen, dass Paulus hier beide Aspekte im Blick hat. Beide Sätze, sowohl der alttestamentliche wie der neutestamentliche, lassen erkennen, dass sie im Wissen um die Wichtigkeit der Traueritten für das Individuum und die Gruppe formuliert sind. Deswegen müssen sie Orte der Bewahrung des Glaubens sein.

Die Bibel kennt Geschichten vom Trauern und seinen Riten, wobei diese Formen der Angleichung an den Toten dienen. Der trauernde Mensch versetzt sich selbst in einen dem Toten ähnlichen Status. Asche, Staub und ein sackartiges Gewand spielen dabei eine große Rol-

le. So heißt es über die Reaktion des Jakob auf die vermeintliche Nachricht vom Tod seines Lieblingssohns Joseph: „Und Jakob zerriss seine Kleider und legte einen Sack um seine Lenden und trug Leid um seinen Sohn lange Zeit. Und alle seine Söhne und Töchter traten auf, daß sie ihn trösteten; aber er wollte sich nicht trösten lassen und sprach: Ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube zu meinem Sohn. Und sein Vater beweinte ihn.“ (Gen 37,34f)

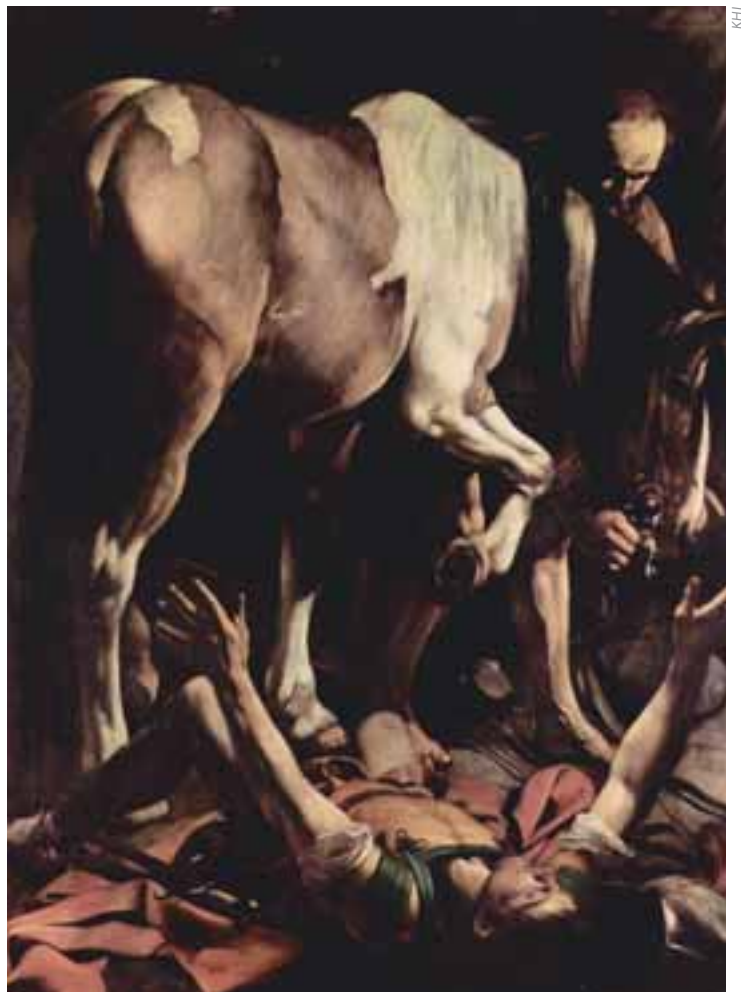
Geschichten vom Trauern und seinen Riten

Kaum verwunderlich ist es, dass das Thema Traueritten auch im Erzählkranz um König David eine Rolle spielt. Sein gewiss nicht intrigen- und gewaltfreies Dasein kostete viele Menschenleben, darunter solche, mit denen ihn familiäre Beziehungen verbanden. Zwei Schilderungen sind es, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. In beiden wird David als um einen Sohn trauernd dargestellt, und beide enthalten eine implizite Kritik an Trauer Ritualen.

König David trauert um seinen Sohn

In 2 Sam 12,13–25 wird die Geschichte des Erstgeborenen aus der ehebrecherischen und mörderischen Be-

Paulus forderte im Brief an die Thessalonicher in der Kontingenzerfahrung der Trauer ein unterscheidbares, glaubensbegründetes Verhalten.





Sowohl das Alte Testament als auch das Neue verlangen, dass sich die christliche Trauer von anderen Gläubigen sichtbar unterscheidet.

Prof. Dr. Rainer Kampling



1953 im Münsterland geboren. Nach dem Zivildienst Studium der Katholischen Theologie, Lateinischen Philologie und Judaistik an der Universität Münster. 1983 Promotion. 1991 Habilitation. Gastprofessor für NT in Saarbrücken, seit 1992 Professor für Biblische Theologie/Neues Testament an der Freien Universität Berlin.

Forschungsschwerpunkte sind Geschichte der christlichen Judenfeindschaft, Rezep-

tionsgeschichte der Bibel, Soziale Strukturen und material culture frühchristlicher Gemeinden. Neueste Publikationen: Rainer Kampling (Hg.), Eine seltsame Gefährtin. Katzen, Religion, Theologie und Theologen (Apeletes, 1), Frankfurt am Main 2007. Erbauung, Vom Wort reden (Apeletes, 2), Frankfurt am Main 2007. Rainer Kampling (Hg.), Herrlichkeit, Zur Deutung einer theologischen Kategorie, Paderborn 2008.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Seminar für Katholische Theologie
Schwendenerstraße 31
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 530 05
E-Mail: kampling@zedat.fu-berlin.de

ziehung mit der Frau des Uriah erzählt, den David geschickt beseitigt hatte. David wird angekündigt, dass der Sohn sterben werde. Daraufhin beginnt David vor dem Tod mit den Trauerriten: „Und David suchte Gott um des Knäbleins willen und fastete und ging hinein und lag über Nacht auf der Erde.“ Beim Tod des Kindes beendet er die Riten sofort und nimmt sein gewöhnliches Leben wieder auf; die Höflinge, die über das Verhalten des Königs mehr als verwundert sind, bekommen als Erklärung von ihm die Auskunft: „Er sprach: Um das Kind fastete ich und weinte, da es lebte; denn ich gedachte: Wer weiß, ob mir der HERR nicht gnädig wird, dass das Kind lebendig bleibe. Nun es aber tot ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wiederum holen? Ich werde wohl zu ihm fahren; es kommt aber nicht zu mir.“ Das eigentlich Skandalöse des Textes ist die Instrumentalisierung der Trauerriten zu magischen Praktiken durch den König. Er will dem Urteil Gottes entgehen, indem er versucht, sich als Trauernder zu erweisen. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass dieser Text vorrangig wegen der Intention tradiert wurde, Trauerriten auf ihre Funktion der Verlustbewältigung zu beschränken und sie nicht zu Beschwörungsritualen werden zu lassen, gleichsam zu einer verquerten Art der Totenbeschwörung.

Während sich David bei diesem Sohn als recht berechnend zeigt, geht es bei der Trauer um einen anderen Sohn – David war kein besonders glücklicher Vater – um das Übermaß an Trauer (2 Sam 19,1-9). Bei einer Palastrevolte durch seinen Sohn kann sich der König nur durch Flucht retten. Es gelingt den ihm treu ergebenen Soldaten, den Aufstand niederzuschlagen und den Thronräuber zu töten. Als man jedoch dem König die Nachricht überbringt, reagiert dieser völlig anders als erwartet. Statt sich am Sieg seiner Soldaten und der Wiedergewinnung der Macht zu erfreuen, verfällt er in tiefste Trauer: „Da ward der König traurig und ging hinauf auf den Söller im Tor und weinte, und im Gehen sprach er also: Mein Sohn Absalom! Mein Sohn, mein Sohn Absalom! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Neben dem Klageritual, das hier ein Mann vollzieht, wird die irreal, emotional aber wahrhaftige Bitte formuliert, an der Stelle des Toten zu sein. Der König hat seinen Kontakt zur wirklichen Welt, das bedeutet hier zur Macht, verloren. Er zieht sich in den Verlust zurück. Die Erzählung erhält dadurch eine Wendung, dass der Oberbefehlshaber der Truppen vor einer neuerlichen Revolte warnt, diesmal von Seiten der Soldaten. Die Haltung des Königs, sein radikales Trauern, wird von ihm rich-

Die Palastrevolte des Sohnes Absalom

David zieht sich in den Verlust zurück

tig eingeschätzt: „Denn heute erkenne ich, dass, wenn Absalom lebendig und wir alle heute tot wären, dass es dann recht wäre in deinen Augen.“ Der Verlust des einen kann nicht durch andere ersetzt werden, obwohl der Totentausch dem Empfinden entspricht.

Gemeinsam ist diesen beiden Texten neben ihrer impliziten Kritik an David eine gewisse Reserve gegenüber der Trauer und ihren Ausdrucksformen. Geht es im ersten Fall um die magische Komponente, so ist es im zweiten das Übermaß der Trauer, das den Menschen an der Wahrnehmung seiner Weltbezogenheit hindert. Die Nähe von Trauer um den Toten zur Angleichung an ihn ist das Subthema des Textes. Grenzenlose Trauer wird als Destruktion des sozialen Lebens gedeutet.

Der schmale Grat, der Trauer von versteinender Depression und Trauerritten von selbstzerstörerischer Selbstaufgabe trennt, wird hier eindrücklich beschrieben. Diese Wahrnehmung der Bedrohung des Menschen durch das Trauern ist eher eine Konstante als die Trauerritten selbst. Denn ihr liegt die Erkenntnis zugrunde, die Homer im 18. Gesang der Odyssee formulierte: „Es mehrt unendliche Trauer das Elend.“

Es gab Zeiten, die so lange noch nicht vorbei sind, als man an der Kleidung eines Menschen nicht nur seine gesellschaftliche Stellung, sondern auch seine Befindlichkeit ablesen konnte. Ein schwarzer Anzug mit schwarzer Krawatte signalisierte unverkennbar, dass ein Mann trauerte. Je nach regionalen Gegebenheiten konnte in feinen Abstufungen der jeweilige Zeitpunkt der Trauer unterschieden werden.

Trauer tragen

Mehrten sich hellere Töne, hatte die Zeit des Abtrauerns begonnen, in der die Teilnahme an gesellschaftlichen Ereignissen wieder möglich wurde.

Es steht außer Frage, dass diese starren Regeln für manche eine Qual waren, ihr Verschwinden ist aber gewiss ein eindeutiges Indiz dafür, dass Trauern dem öffentlichen Bereich entzogen und individualisiert wurde. Denn das Ritual, während der Trauerzeit zeichenhafte Kleidungsstücke zu tragen, gehört zu den ältesten Trauerritten, die sich sonst sehr variabel zeigen. Das Verschwinden dieses epochenüberschreitenden und kulturübergreifenden Brauchs, der von der Farbe über das Material bis zum Zerreißen der Kleidung reichte, markiert eine Wende in der Praxis der Trauerritten als kommunikativem Geschehen.

Im Koran finden sich maßgebliche Anweisungen für die Zeit des Trauerns.



flickr/crystallina



König David trauerte um seinen Sohn Absalom – obwohl dieser ihm den Thron entreißen wollte. Holzschnitt nach Gustave Doré.

Mag man noch bisweilen die Trauerbinde oder den Trauerflor sehen: Sie sind bereits Dokumente eines untergegangenen kollektiven Rituals, das vielen ohnehin nicht mehr verständlich ist.

Man hat versucht, diese Entwicklung in den modernen europäischen Gesellschaften ausschließlich aus dem parallel laufenden Prozess der Anonymisierung des Sterbens und Todes zu erklären. Selbst wenn man annähme, dass diese Konstruktion der Geschichte des Todes

zutraf, die freilich zumeist eine Geschichte des Sterbens der Mächtigen und Besitzenden war und ist und der Elenden, die immer schon anonym starben, nicht gedenkt, dann müsste erklärt werden, aus welchen Gründen neuzeitlich zwischen Sterbe- und Bestattungskultur

Trauer als kollektives Ritual verschwindet

und Trauerriten ein so enges Interdependenzgeflecht bestand. Traditionell sind Sterben und Begräbnis Anlass, Ort und Zeit im Trauerprozess, aber nicht mit den Riten des Trauerns identisch. Eher ist als eine beachtenswerte Ursache des Verschwindens des öffentlichen Trauerns anzunehmen, dass Trauern als Stillstand und Innehalten des Lebens nicht konsumabel ist und sich dem Konsumismus verweigert. Trauern gehört zu den menschlichen Emotionen, denen kein Warencharakter zukommt und die daher auch nicht vermarktbar sind. Trauern ist vielmehr ein Bruch und eine Infragestellung des Systems. Der häufig zu findende Hinweis, Trauerriten hätten sich insbesondere noch in ländlichen Re-

Trauern in der Leere der Konsumwelt

gionen gehalten, konnotiert diese Riten mit Rückständigkeit und Unzeitgemäßheit. Dass der konsumistischen Welt Trauern als Demonstration ihrer eigenen Leere dieser Welt unheimlich ist, kann man durchaus nachvollziehen.

Weitgehend überschätzt wird die Verbindung von Trauerriten und religiöser Zugehörigkeit des Individuums. Denn die christlichen Kirchen hatten theologisch eine kritische Haltung gegenüber einer selbstvergessenen Trauer, da sich darin ein Zweifel an der Auferstehungshoffnung dokumentieren konnte. Sie verwiesen auf das Gebet als Hilfe in der Phase der Trauer – im katholischen Glauben durch die Meditation des Rosenkranzes – und strukturierten die Zeit der Trauer durch Gedenkgottesdienste, die durch das Jahresgedächtnis abgeschlossen

Akademische Buchhandlung

Ihre wissenschaftliche
Versandbuchhandlung mit den
besonderen Dienstleistungen.

Aktuell. Kompetent. Schnell. Zuverlässig.

Werner GmbH

Ehrenbergstraße 29
14195 Berlin

Telefon +49 (0)30 84 19 08-0
Telefax +49 (0)30 84 19 08-25
E-Mail akabuch@snafu.de
www.akabuch.de

wurden. Da das Trösten der Trauernden als Werk der Barmherzigkeit gilt, ist der Besuch von Trauernden als Akt der Reintegration in die Gruppe ein Ritus des Mittrauerns von hoher sozialer Funktion. Die religiös begründeten Trauerriten in den drei großen monotheistischen Religionen gehen von der Prämisse aus, dass das ganze Leben und eben auch das Sterben vom Glauben gehalten wird. Gleichwohl verschließen sie nicht die Augen davor, dass der Verlust eines Menschen eben auch zur Krise des religiösen Lebens führen kann.

Daher sind im Prozess des Trauerns Individuum und religiöse Gemeinschaft aufgefordert, diese Krise gemeinsam zu bestehen. Die religiösen Riten versuchen eine Balance zwischen dem Recht des Trauerns und der Notwendigkeit des Lebens herzustellen; dies geschieht

Auferstehung, Verabschiedung und Reintegration

durch die jeweilige Symbolsprache. So betont etwa der katholische Trauerritus durch die Farbe Schwarz die Ernsthaftigkeit des Verlustes, verweist aber gleichzeitig im Sprechakt auf die größte Hoffnung der Auferstehung, wobei der Gottesdienst selbst Verabschiedung von den Toten und Reintegration der Trauernden in die Gemeinschaft ist.

Die Anweisungen des Koran für die Trauerzeit waren maßgeblich für die Ausbildung der Trauerriten: „Und wenn welche von euch abberufen werden und Gattinnen

hinterlassen, sollen diese ihrerseits vier Monate und zehn (Tage) zuwarten. Wenn sie dann ihren Termin (also das Ende der Wartezeit) erreichen, ist es keine Sünde für euch, wenn sie von sich aus in rechtlicher Weise etwas (zum Zweck ihrer Wiederverheiratung?) unternehmen. Gott ist wohl darüber unterrichtet, was ihr tut. Und es ist keine Sünde für euch, wenn ihr (ihnen gegenüber noch vor Ablauf der Wartezeit gewisse) Andeutungen auf einen Heiratsantrag macht, oder wenn ihr bei euch im stillen (derartige) Absichten hegt. Gott weiß, daß ihr an sie denken werdet (noch ehe die Zeit zu einer ehelichen Verbindung gekommen ist). Aber verabredet euch (während ihrer Wartezeit) nicht heimlich mit ihnen! Sagt vielmehr nur, was sich geziemt! Und entschließt euch nicht (endgültig) zum Ehebund, bevor die vorgeschriebene Wartezeit (w. die Vorschrift) ihren Termin erreicht! Ihr müßt wissen, daß Gott Bescheid weiß über das, was ihr (an Gedanken und Absichten) in euch hegt. Nehmt euch daher vor ihm in acht! Ihr müßt (aber auch?) wissen, daß Gott mild ist und bereit zu vergeben.“ (Sure 2, 234f.)

Der Umstand, dass die Sure sich primär mit der Frage nach der Reintegration von Witwen befasst, ohne jedoch einen generellen Trauerritus vorzuschreiben, ermöglichte die Ausbildung kulturell-geografisch bedingter spezieller Trauerriten. Die Konstanten in diesen verschiedenen Riten zielen jedoch auf den sozi-

Im Judentum gibt es eine siebentägige Trauerzeit, an die sich 30 Tage der Reintegration in den Alltag anschließen.



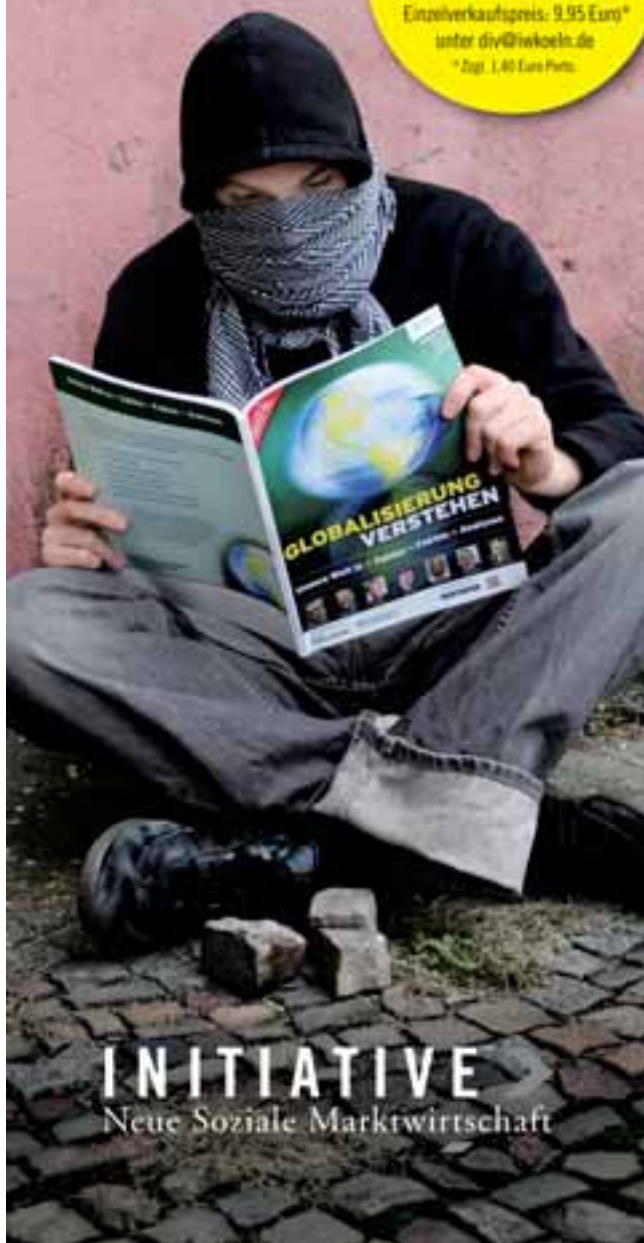
Fotolia, Abba Richman

Erhältlich im Buch- und Zeitschriftenhandel:

Alles, was Sie wirklich über Globalisierung wissen sollten. Auf fast 200 Seiten beschreiben zahlreiche in- und ausländische Experten, wie die Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph E. Stiglitz und Edmund S. Phelps sowie der Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus die globalen Zusammenhänge der Weltwirtschaft. Weitere Informationen auf www.insm.de

Jetzt online bestellen:
GLOBALISIERUNG VERSTEHEN

Einzelverkaufspreis: 9,95 Euro*
unter div@iwkoeln.de
* zzgl. 1,40 Euro Porto



alen Aspekt. Sei es das gemeinschaftliche Essen, sei es die Pflicht für Trauernde, Almosen zu geben. Die oder der Trauernde sind damit an die Gemeinschaft gebunden. Dass Theorie und Praxis des Trauerns im Islam wie auch in anderen Religionen durchaus auseinanderklaffen können, kann man darin sehen, dass laute exzessive Trauerbekundungen als Infragestellung des Glaubens an die Barmherzigkeit Gottes gedeutet werden.

Zweifelsohne eine der intensivsten Formen der Trauer-riten ist das Schiwa-Sitzen im Judentum. Diese sieben-tägige Trauerzeit ermöglicht es den Trauernden, ihre Emotionen auszuleben; es stellt eine Angleichung an den Status des Todes dar, die jedoch durch sozialen Kontakt durchbrochen wird. Die Riten, die freilich keineswegs mehr von allen jüdischen Gläubigen praktiziert werden, stellen in ihrer Gesamtheit eine völlige Unterbrechung des Alltäglichen dar. Dazu gehört die Verhängung der Spiegel, die Vernachlässigung der Hygiene, das Barfußgehen, das Sitzen auf Schemeln, das weitgehende Schweigen, unterbrochen durch Gebete. Der soziale Kontakt wird durch Besuche von Nachbarn und Freunden, die mittrauern aber gleichzeitig die Trauernden mit Lebensmittel versorgen, aufrecht erhalten. Auf die sieben Tage des Schiwa-Sitzens folgt eine 30-tägige Phase, in der eine schrittweise Reintegration in den Alltag stattfindet. Die Trauerzeit endet mit der Jahrzeit, der ersten Wiederkehr des Todestages. Die ganze Trauerzeit hindurch spricht man eigene Gebete und sagt das Kaddisch.

Elemente der jüdischen Trauer-riten gehen in älteste Zeiten zurück. Man mag es als Weisheit des Althergebrachten verstehen, dass moderne Untersuchungen belegen, dass gerade das Schiwa-Sitzen einen hohen therapeutischen Wert hat, da das symbolische Hinabsteigen in die Grenzen menschlicher Existenz zugleich eine Befreiung zum Leben ermöglicht. In der tiefsten Trauer ereignet sich eine Bejahung des Lebens.

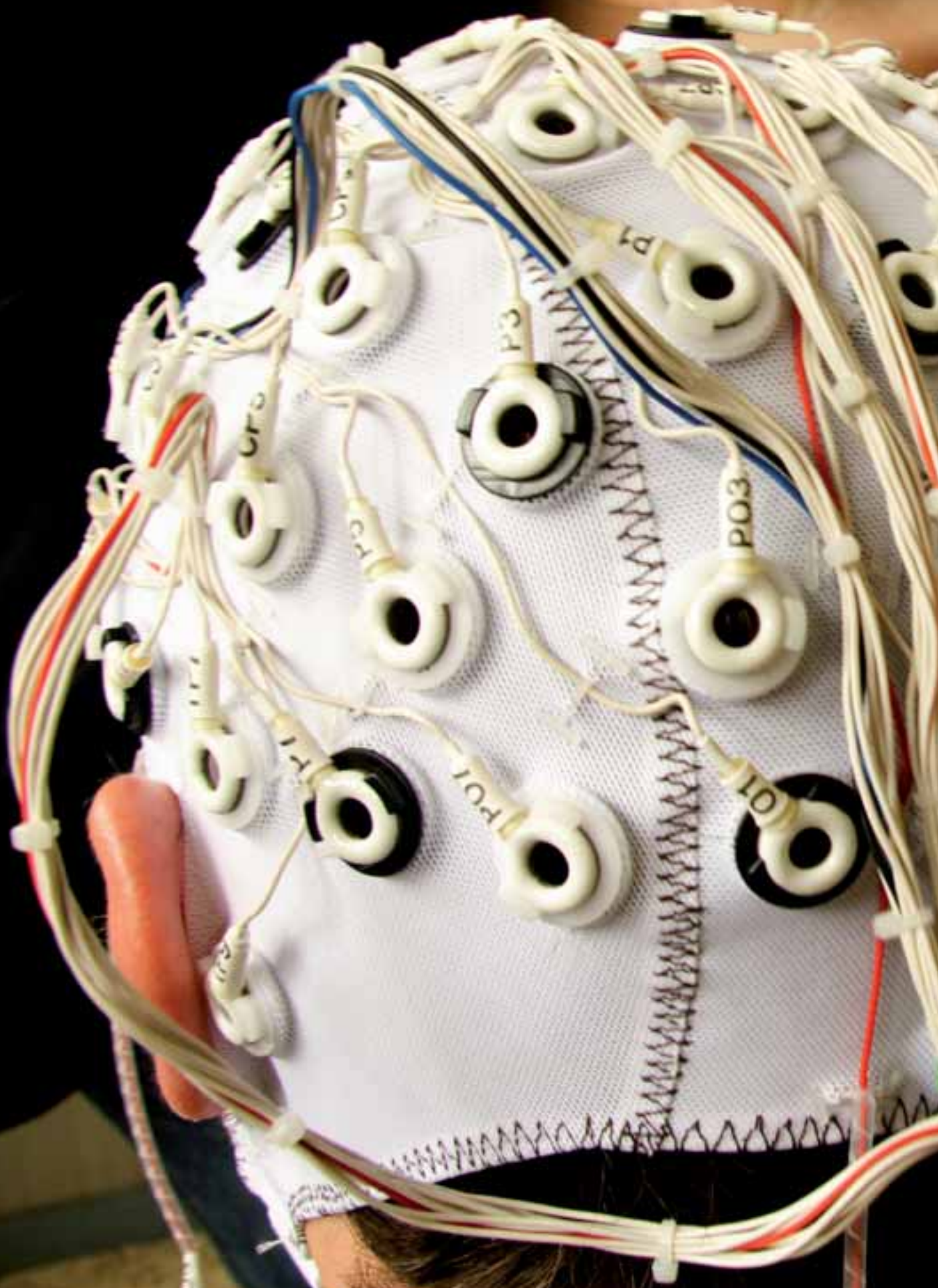
Zu konstatieren, die postindustriellen Gesellschaften gingen neben vieler anderer Riten auch der Trauer-riten verlustig, ist mehr als nur eine Bemerkung über die moderne ethnologische

Entwicklung. Denn wie immer man die Riten und ihre Hilfe im Trauerprozess bewertet, sie waren ein sozial verbindliches Angebot in einer Krisensituation. Darin lag ihr eigentlicher Gewinn. Sie entließen Menschen in einer Krisensituation aus der Notwendigkeit, auch noch Verhaltensentscheidungen treffen zu müssen. Sie waren ein Auffangnetz für die, die rat- und trostlos waren.

Es mag sein, dass die Welt durch den Verlust der Trauer-riten bunter scheint, ärmer ist sie allemal geworden.

**Schiwa-Sitzen
als Trauer-ritual**

Verlust von Trauer-ritualen



A person is wearing a head-mounted device with numerous white cables connected to a computer system in a laboratory setting. The cables are bundled and run down the side of the person's head. In the background, a computer monitor displays a bar chart, and a keyboard is visible on a desk. The scene is dimly lit, suggesting a laboratory or research environment.

Reine Nervensache

Neuromodulation verspricht Hilfe bei emotionalen Störungen



MALEK BAJBOUJ UND ANGELA MERKL

Emotionen, abgeleitet vom lateinischen Verb emovere – herausbewegen – sind ein wesentlicher Bestandteil unseres Lebens und Erlebens. Sie sind unabdingbar vor dem Hintergrund der verbalen und nonverbalen Kommunikation, und sie sind der Ursprung für viele Handlungen. Schon 1872 argumentierte Darwin, dass Gefühle hilfreich seien im Kampf um das Dasein. Im 21. Jahrhundert beschäftigt sich die Emotionspsychologie mit der Rolle der Gefühle insbesondere im Hinblick auf Erkrankungen in der Wahrnehmung und Regulierung von Gefühlen. Denn ein angemessener Umgang mit Emotionen ist die Grundlage für ein erfülltes psychisches Erleben. Sind diese emotionalen Prozesse gestört, können psychische Beschwerden, im Extremfall sogar gravierende psychiatrische Störungen auftreten. Neue Therapieverfahren geben nun Hoffnung auch bei schweren Erkrankungsformen.

Es gibt unterschiedliche Formen von Störungen des emotionalen Erlebens. Die Störungen können vor dem Hintergrund zu intensiver Emotionen auftreten, zum Beispiel bei Menschen mit Panikattacken. Sie können auch bei zu schwachen Emotionen auftreten, etwa bei Menschen, die nicht in der Lage sind, Gefühle zu äußern, emotional zu reagieren oder eigene Emotionen wahrzunehmen; hier handelt es sich um Personen mit alexithymen Eigenschaften. Weitere Gründe können Belastungsstörungen nach einem erlittenen Trauma oder zu lang anhaltende negative Emotionen sein, im Fall einer chronischen mittelschweren depressiven Verstimmung – einer Dysthymie. Ebenfalls problematisch können nicht angemessene emotionale Reaktionen im zwi-

schenschlichen Verhalten sein, unter anderem bei Menschen mit Schuld- und Minderwertigkeitsgefühlen. Die mit Abstand häufigste Störung des emotionalen Erlebens und der Wahrnehmung von Emotionen stellen jedoch affektive Erkrankungen dar. Darunter versteht man depressive Erkrankungen, die zu den häufigsten psychiatrischen Erkrankungen gehören und wegen ihrer Symptome und ihres Verlaufs bedeutsam für die Medizin und die Finanzierung des Gesundheitswesens sind: So werden einer Studie der Weltgesundheitsorganisation zufolge die Depressionen bis zum Jahr 2020 die Hälfte aller Behinderungen ausmachen. Schon jetzt gilt, dass weltweit etwa jeder siebte Mensch einmal in seinem Leben an einer Depression erkrankt, wobei es Frauen doppelt so oft trifft wie Männer.

Selbst in Fällen, in denen eine Depression erfolgreich behandelt worden ist, kommt es im Durchschnitt nach fünf Jahren bei jedem zweiten Patienten zu einem Rückfall und bei jedem zehnten Patienten zu einem chronischen Verlauf. Depressionen sind eine enorme Belastung: Sie gehen mit einem hohen Suizidrisiko einher und erhöhen die Gefahr einer Erkrankung des Herzkreislaufsystems.

Neben den klassischen Verfahren zur Behandlung von Depressionen wie Medikation oder Psychotherapie wurde in den vergangenen zehn Jahren eine Vielzahl neuer Behandlungsmöglichkeiten eingeführt, die unter dem Begriff „Stimulationsverfahren“ zusammengefasst werden. Das rasch wachsende Wissen über neurobiologische Mechanismen, die der Depression zugrunde liegen, floss in die Entwicklung neuer Behandlungsverfahren ein. Dazu gehören die Magnetstimulation, die Vagusnervstimulation und die Tiefenhirnstimulation.

**Neuromodulation als
neue Therapieoption**



BERLINER SAMENBANK

**Wir machen Berliner.
Mit unseren Partnern
auch Frankfurter,
Nürnberger, Hamburger.**

030-30 18 88 3 www.berliner-samenbank.de Kronenstr. 55-58 10117 Berlin-Mitte



Weltweit erkrankt fast jeder siebte Mensch einmal an einer Depression. Frauen sind davon doppelt so oft betroffen wie Männer.

Prof. Dr. med. Malek Bajbouj



Malek Bajbouj studierte von 1990 bis 1997 Medizin in Mainz, Frankfurt/Main und Zürich. Nach dem Studium war er Arzt im Praktikum, Klinik für Neurologie und Neurophysiologie, Universität Witten/Herdecke. Der Wissenschaftlichen Mitarbeit an der Klinik für Psychiatrie, Universitätsklinikum Benjamin Franklin (UKBF) folgte die wissenschaftliche Mitarbeit am Labor für Klinische Psychophysiologie (UKBF). Seit 2002

ist er Leiter des EEG-Labors der Psychophysiologie, Klinik für Psychiatrie (UKBF), seit 2003 Leiter des Bereiches therapeutische Hirnstimulation (UKBF). 2004 wurde er zum Juniorprofessor berufen für Stimulationsverfahren und Neurophysiologie (UKBF). Er ist seit 2006 Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. Ein Forschungsschwerpunkt ist unter anderem das therapeutische Stimulationsverfahren (Elektrokonvulsionstherapie, transkranielle Magnetstimulation, Vagusnervstimulation, Magnetkonvulsionstherapie, Tiefenhirnstimulation). Seit 2007 ist Malek Bajbouj Mitglied des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“.

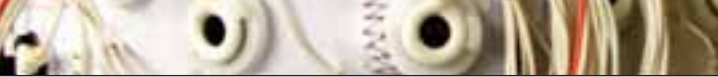
Kontakt:

Klinik und Hochschulambulanz für Psychiatrie und Psychotherapie
Charité Campus Benjamin Franklin
Eschenallee 3
14050 Berlin
Tel.: 030 – 8445 8622
E-Mail: malek.bajbouj@charite.de

Das neu gewonnene Wissen wurde auch genutzt, um etablierte Verfahren wie die Elektrokonvulsionstherapie weiterzuentwickeln.

All diese Therapieverfahren stehen in Konkurrenz zu etablierten antidepressiven Verfahren; sie müssen in den kommenden Jahren auf ihre Wirksamkeit und Verträglichkeit hin untersucht werden.

Zu den ältesten und effektivsten Verfahren zählt die Elektrokonvulsionstherapie. Dieser Therapieform bedienen sich erstmals die Italiener Ugo Cerletti und Lucio Bini im Jahr 1938 bei der erfolgreichen Behandlung eines schizophrenen Patienten. Die beiden Wissenschaftler lösten bei dem Patienten einen Krampfanfall aus – wobei sie auf jahrhundertealte Erkenntnisse der sogenannten Heilkrampftherapie zurückgriffen: Schon im Mittelalter hatte man bei Epilepsiepatienten direkt nach einem Krampfanfall Stimmungsveränderungen beobachtet. Dieses Phänomen wird als erzwungene Normalisierung bezeichnet. Stellte die Elektrokonvulsionstherapie – in der Bevölkerung eher als Elektroschocktherapie bekannt – früher eine brachiale Methode dar, so sind die mittlerweile praktizierte Art der Stimulation und die dabei eingesetzte Vollnarkose, die ein Entspannen der Muskeln ermöglicht, insgesamt sehr gut verträglich und allgemein akzeptiert. Während früher der Krampfanfall ohne Narkosemittel ausgelöst wurde, so geschieht dies heute in Zusammenarbeit mit dem Anästhesisten. In ihrer heutigen Form ist die Elektrokonvulsionstherapie ein für die Behandlung von Depressionen wirksames und für die Patienten risikoarmes Verfahren: In zahlreichen klinischen Studien zeigte sich eine deutliche Überlegenheit der Elektrokonvulsionstherapie gegenüber Placebo-Therapien, bei denen Patienten zwar in Vollnarkose versetzt, aber nicht behandelt



wurden. Überlegen ist diese Elektrokonvulsionstherapie zudem allen Behandlungen, bei denen Psychopharmaka eingesetzt werden.

Doch so effektiv die Methode auch sein mag – der exakte Wirkmechanismus ist noch nicht vollständig geklärt. Die Elektrokonvulsionstherapie löst vermutlich eine Vielzahl von Prozessen aus: Sie führt möglicherweise zur Konzentration von Hormonen und Botenstoffen, und sie beeinflusst unter Umständen das

Wirkmechanismus noch nicht geklärt

Wachstum von Nervenzellen. Obwohl die technischen Veränderungen in den vergangenen Jahren dazu beigetragen

haben, dass die Methode besser akzeptiert wird als früher, steht ein Teil der Öffentlichkeit dieser wirkungsvollen Methode immer noch reserviert und kritisch gegenüber.

Eine neue Behandlungsform trägt diesem Umstand Rechnung und ist zudem besser verträglich: die Magnetokonvulsionstherapie. Hierbei wird der therapeutische Krampfanfall mithilfe großer Magnetfelder unter Vollnarkose ausgelöst. Das Verfahren umfasst Elemente der Elektrokonvulsionstherapie und der sogenannten Magnetstimulation.

Es wird weltweit in nur wenigen klinischen Zentren erprobt, darunter in der Charité – Universitätsmedizin Berlin. Bei ersten vielversprechenden Versuchen mit Primaten und Menschen an der Columbia University in New York konnten Wissenschaftler zeigen, dass die Magnetokonvulsionstherapie eine sichere Heilmethode ist. Zwar entfaltet sie ihre Wirkung ebenso wie die Elektrokonvulsionstherapie über elektrische Ströme, doch gibt es bei der Magnetokonvulsionstherapie deutlich geringere kognitive Nebenwirkungen wie Gedächtnisstörungen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Magnetwellen die Schädelknochen im Gegensatz zu elektrischen Strömen ohne größere Widerstände

Transkranielle Magnetstimulation: Der Wissenschaftler Alvaro Pascual-Leone war 1995 der Erste, der Magnetfelder zur Behandlung von Depressionen einsetzte.



Wärmeschicht

passieren und lediglich bis in eine Tiefe von zwei Zentimetern wirken – sie regen lediglich die gewünschten Hirnareale an.

Das erste operative Verfahren zur Behandlung von Depressionen war die Vagusnervstimulation. Sie wurde im Jahr 2007 von den amerikanischen Gesundheitsbehörden zur Behandlung von schwersten Depressionen

Vagusnervstimulation – das erste operative Verfahren

zugelassen. Bei dem Verfahren wird über einen Schrittmacher, der wie ein Herzschrittmacher unterhalb des Schlüsselbeins eingesetzt wird, der linke Vagusnerv der Halsregion dauerhaft angeregt. In einer Pilotstudie mit 60 depressiven Patienten gingen nach einer zehnwöchigen Behandlung die depressiven Symptome bei 35 Prozent der Patienten um die Hälfte zurück. Eine Folgestudie, in der bei mehr als 200 depressiven Patienten per Zufall der Stimulator für zehn Wochen entweder ein- oder ausgeschaltet wurde, zeigte allerdings keinen Unterschied zwischen den beiden Vergleichsgruppen.

Ein weiteres, neues Verfahren zur Therapie von Depressionen, das sich noch in der Experimentalphase befindet, ist die Tiefenhirnstimulation, die „deep brain stimulation“. Die Methode wird bereits seit zwei Jahrzehnten erfolgreich in der Neurochirurgie eingesetzt, um Bewegungsstörungen zu behandeln. Ziel ist es, die krankhaft

LINEABÜRO

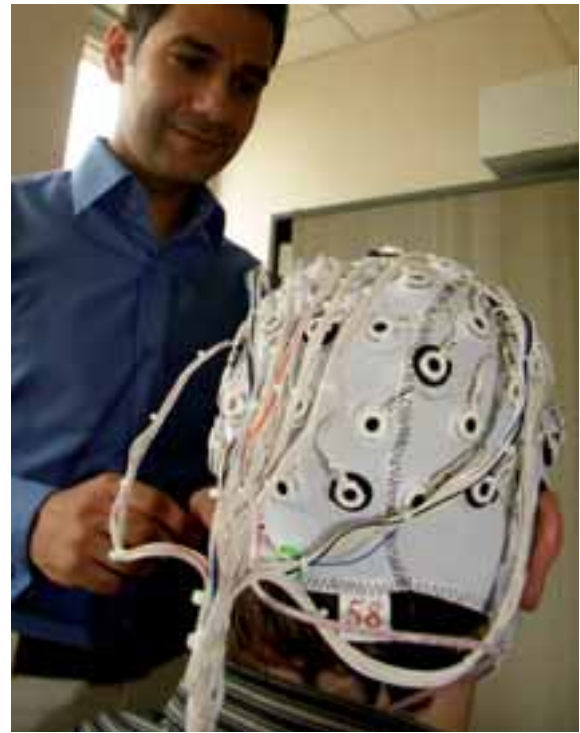
Wir bringen Bewegung in Ihr Büro ...

MOBLES Einrichtungen GmbH · Uhlandstraße 190 · 10623 Berlin
Tel. 030 315 092 96 · www.lineaburo.de

Tiefenhirnstimulation in einem Hirnareal

veränderte Aktivität von Nervenzellen eines Gehirnareals durch hochfrequente elektrische Impulse über implantierte Elektroden einzudämmen. In einer im Jahr 2005 veröffentlichten Pionierstudie der Arbeitsgruppe um die amerikanische Neurobiologin Helen Mayberg wurde erstmals an sechs Patienten mit einer Depression eine Tiefenhirnstimulation in einem Hirnareal vorgenommen, das eine wesentliche Rolle für emotionale Prozesse spielt. Das Areal ist unter anderem aktiv, wenn Menschen trauern und es reagiert überaktiv bei Personen mit Depressionen, bei denen eine Therapie nicht anschlägt.

Bei vier der sechs Patienten konnte über mehr als sechs Monate ein anhaltend positiver Effekt beobachtet werden. Die Tiefenhirnstimulation ist im Gegensatz zu allen anderen Verfahren das einzige, bei dem auch tiefer gelegene Hirnregionen angesteuert und geheilt werden können. Verwendet werden Elektroden mit einem Durchmesser von nur einem Millimeter, die wie bei der Vagusnervstimulation mit einer Art Schrittmacher unterhalb des Schlüsselbeines verbunden sind. Bei beiden Therapieformen – Vagusnerv- und Tiefenhirnstimulation – ist es möglich, über einen externen Computer wichtige Parameter wie Frequenz, Intensität und Pulsweite der Stimulationen so zu verändern, dass die Ne-



GNU-FDL

Die Elektroenzephalographie ist ein Verfahren, mit dem man die Effekte der Tiefenhirnstimulation auf Hirnströme messen kann.

benwirkungen minimiert und die Wirksamkeit verbessert werden können.

Ein Vorteil ist zudem, dass der Schrittmacher – und damit die Stimulation – an- oder ausgeschaltet werden kann. Derzeit wird die Wirksamkeit der Tiefenhirnstimulation in Pilotstudien an weltweit fünf Zentren bei Patienten mit schweren Depressionen untersucht – in Berlin, Bonn, Cleveland, Atlanta und Toronto. Zu den größten Risiken gehören Blutungen, Infektionen und Krampfanfälle – sie treten in Zentren mit erfahrenen Wissenschaftlern allerdings bei weniger als einem Prozent der

Pilotstudien an weltweit fünf Zentren

Patienten auf. Zwar sind diese unerwünschten Wirkungen nicht unerheblich, doch sind sie – gemessen an dem Verlust der Lebensqualität und der hohen Suizidrate bei nicht behandelten Patienten – eher unbedeutend. Der Tiefenhirnstimulation könnte daher nicht nur bei Bewegungsstörungen eine wichtige Rolle zukommen, sie könnte künftig auch bei schweren Depressionen zu einer Art Therapie-Rettungsanker werden.

Bei allen Chancen, die diese Therapieform bietet, dürfen allerdings niemals die Erfahrungen der sogenannten Psychotherapie aus den 1950er Jahren aus dem Blick geraten: Damals wurden Patienten ohne ausreichende medizinische Grundlage und ohne Rückgriff auf Langzeitdaten behandelt – mit vielfach tragischen Konsequenzen. Diese Fälle sollten der Wissenschaft eine mahnende Erinnerung sein.

Dr. med. Dipl.-Psych. Angela Merkl



Angela Merkl studierte von 1991 bis 1996 Psychologie an der Universität Regensburg. Von 1998 bis 1999 folgte ein Forschungsstipendium der Europäischen Union am Institut National de la Santé et de la Recherche médicale (Inserm), Paris. Von 1998 bis 2004 studierte sie Humanmedizin an der Ludwig-Maximilians-Universität München und schloss ihre Promotion im April 2006 ab.

Seit 2004 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Charité, Campus Benjamin Franklin, und absolviert eine Weiterbildung zur Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie sowie eine Verhaltenstherapie-Ausbildung. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Emotionsregulation, Neuromodulation von affektiven Störungen sowie bildgebende Verfahren.

Kontakt:

Charité, Campus Benjamin Franklin
Psychiatrie, Abteilung für Stimulation
14050 Berlin

Tel.: 030 – 8445 8604

E-Mail: angela.merkl@charite.de

A black and white photograph of a person standing on a vast, flat, dark landscape under a bright sky. The person is small and centered in the distance, wearing a dark coat. The ground is dark and textured, possibly a beach or a field of dark earth. The sky is a uniform, bright white, creating a high-contrast scene.

Das Leid der Angehörigen

Wie Depression die Familie krank machen kann



JEANNETTE BISCHKOPF

Diagnose: Depression. Mehr als vier Millionen Menschen sind nach Schätzung des Bundesgesundheitsministeriums gegenwärtig an Depression erkrankt. Meistens sind es Familienangehörige, die erste Veränderungen an ihrem depressiv erkrankten Angehörigen wahrnehmen. Und oft sind sie es, die ihn drängen, sich behandeln zu lassen. Doch die Krankheit, die die Patienten quält, belastet auch die Angehörigen. Sie bekommen allerdings bislang kaum Hilfe.

„Jan fühlt sich abgeschlagen und müde, kommt morgens kaum in Gang“, schreibt Hannelore Holtz in ihrem Buch *Schatten auf der Seele. Mein Mann ist depressiv*. „Frühjahrsmüdigkeit, denken wir. Oder vielleicht eine beginnende Grippe? Die Symptome sind allerdings eher untypisch. Zum Arzt gehen will Jan nicht – eigentlich fehlt ihm doch gar nichts. Es wird schon besser werden. Aber es wird nicht besser. Zunächst ist es nichts weiter als diese unerklärliche Müdigkeit und Antriebslosigkeit. Dann kommen plötzlich Herzklopfen und Angstzustände dazu. Diese Angst erfüllt Jan morgens, er stürzt ins Bad, würgt, erbricht sich, er zittert am ganzen Leib – und hat keine Ahnung, warum. Nur mit äußerster Anstrengung schafft er es, ins Büro zu fahren. Dort fühlt er sich dann merkwürdigerweise wieder besser. Niemand scheint zu merken, dass ihm etwas fehlt. Er arbeitet wie immer. Macht seine Scherze mit Kollegen, führt Gespräche, nimmt an Konferenzen teil und trifft Entscheidungen. Dann ändert sich auch das: Sein Arbeitstag beginnt zunächst völlig normal, aber dann

sieht er sich auf einmal außerstande, ein ganz unwichtiges Problem anzugehen, ein harmloses Gespräch mit einem Mitarbeiter führt zu Schweißausbrüchen und Herzrasen. Mittags geht Jan nach Hause, abends kommt der Arzt.“ Familienangehörige sind oft die ersten, die Veränderungen an erkrankten Menschen wahrnehmen. Oftmals sind sie es, die dem oder der Erkrankten aufgrund ihrer Beobachtungen zu einer Behandlung raten oder diese initiieren.

Seit Mitte der 1950er Jahre untersuchen Wissenschaftler der sozialen Psychiatrie, welchen Belastungen Angehörige psychisch Erkrankter ausgesetzt sind und welchen Einfluss das Zusammenleben mit Menschen in Krisensituationen oder mit chronisch psychischen Erkrankungen auf die Familie und das Wohlbefinden der einzelnen Familienmitglieder hat. In den 1960er Jahren versuchte man zunächst, zwischen objektiven und subjektiven Belastungen der Familienmitglieder zu unterscheiden; heute geht man von einer komplexen Wechselwirkung der Einflussfaktoren und deren Folgen aus. So wurde untersucht, ob depressives Verhalten mit typischem Verhalten im Umgang mit Mitmenschen einhergeht. Depressive Menschen suchen verstärkt nach Bestätigung, Rückversicherung und positiver Rückmeldung durch ihre Umwelt. Bekommen die Erkrankten positive Rückmeldungen, werden diese negiert und nicht angenommen – sie passen nicht in ihr negatives Selbstbild. Eine Zwickmühle: Depressive Menschen verwickeln ihre Gesprächspartner in einen widersprüchlichen kommunikativen Zwangsprozess, fordern immer mehr bestä-

Niemand bemerkt die Angst

Komplexe Wechselwirkungen

Familienangehörige sind oft die ersten, die Veränderungen an erkrankten Partnern wahrnehmen und zu einer Behandlung raten.



15Stockphoto

iStockphoto,



Depressionen bewirken häufig Kommunikationsstörungen – bis hin zum Abbruch des sozialen Kontakts.

tigendes Feedback. Doch je mehr der gesunde Partner darauf eingeht, desto stärker werden das Negieren und die Ablehnung des eigenen Verhaltens. Egal, was gesagt wird, der depressive Partner kann es so lange drehen und wenden, bis es ein Zeichen seiner Wertlosigkeit wird. Will man ihm helfen, zeigt man ihm nur, dass er es allein nicht kann. Will man ihm zeigen, wie gern man ihn hat, so zweifelt er dies an oder wertet es als Strategie zum Aufheitern ab. Es kann im Ergebnis zu einer Art „Burn-out“ auf Seiten des nicht depressiven Interaktionspartners führen: Je mehr er sich engagiert, umso stärker hat er das Gefühl, dass seine Versuche ins Leere laufen, nichts bewirken oder ins Gegenteil verkehrt werden. Die Situation wird im Verlauf der Interaktion

Auswirkungen auf das soziale Umfeld

zunehmend unkontrollierbar und entfaltet eine für beide Partner destruktive Eigendynamik, die wiederum die Depression verstärken kann. Depressionen haben somit charakteristische Auswirkungen auf das soziale Umfeld. Die Folgen reichen von Kommunikationsstörungen in der Beziehung bis zum Abbruch des Kontakts.

Nicht depressive Partner können ihrerseits Symptome von Stress und Belastung entwickeln. In mehreren Studien fand man heraus, dass depressives Verhalten zu Abwehr und Ablehnung bei den Interaktionspartnern führen kann. Nach der Begegnung mit einem depres-

siven Menschen zeigten Untersuchungsteilnehmer weniger Interesse an weiteren Kontakten zu ihm als nach dem Zusammensein mit nicht depressiven Personen. Auch stufen die Untersuchungsteilnehmer ihr Befinden als stärker depressiv ein als nach der Interaktion mit nicht depressiven Personen. Depressive Stimmung kann demnach tatsächlich „ansteckend“ sein. Wer Patienten 20 Jahre lang begleitet, stellt fest, dass sie in mehr als der Hälfte dieser Zeit als depressiv eingestuft werden müssen, wenn auch häufig auf einem leichten oder unterschwelligen Niveau.

Depression wird heute als chronische Krankheit verstanden, die von Stadien unterschiedlicher Schwere gekennzeichnet ist. Vor diesem Hintergrund muss auch die Situation der Angehörigen neu eingeordnet werden mit dem

Stadien unterschiedlicher Schwere

Fokus auf langfristige Folgen und Anpassungsprozesse in der Familie. Welche spezifischen Belastungen erleben Angehörige also, und wie gehen sie mit Ihnen um?

Angehörige von Patienten mit bipolaren Störungen schätzen manische Symptome als belastender ein als Angehörige schizophrener Patienten. Ein Grund hierfür könnten unterschiedliche subjektive Krankheitstheorien und Deutungsmuster der Angehörigen sein, die einen Einfluss darauf haben, wie belastend die Angehörigen die Situation empfinden. In einer Untersuchung von Partnern bipolarer Patienten gab mehr als die Hälfte der Befragten an, sie hätten ihren Partner nicht geheiratet, hätten sie vom Ausmaß der Belastungen für sie und ihre Familienangehörigen gewusst. Trennungsgedanken von Partnern der Patienten im Verlauf von Depressionen zählen zu den häufigsten subjektiven Reaktionen auf die veränderte Situation. Sie spiegeln einerseits die unter Umständen parallel bestehenden Kommunikations- und Partnerschaftsstörungen wider. Andererseits fühlen sich viele Partner dermaßen stark überfordert, dass sie der Situation am liebsten entfliehen würden. Zu den emotionalen Reaktionen der Angehörigen zählen vor allem Sorgen, Ängste und Unsicherheit sowie das Erleben von Verlust und Trauer.

Als besonders belastende Charakteristika der Krankheit geben Angehörige unipolar depressiver Patienten

<p>Kopernikusstraße 20 10245 Berlin-Friedrichshain Tel.: 42 78 00 78 Fax: 4 22 53 45</p> <p>Montag bis Sonntag 9 - 18 Uhr außer Feiertage</p>	<p>JEDE A4 s/w Digitalkopie</p> <p>2,5 Cent</p> <p>A4 Farbkopie 15 Cent</p> <p>www.CopyPlanet-Berlin.de</p>	<p>Kastanienallee 32 10435 Berlin-Frenzdauer Berg Tel.: 4 48 41 33 Fax: 2 38 49 59</p> <p>Montag bis Freitag 9 - 18 Uhr</p> <p>Copyplanet@t-online.de</p>
---	--	---

den Interesseverlust, das Grübeln, die Ermüdung, die Hoffnungslosigkeit des Patienten sowie die Rückfallgefahr an. Ist ein Familienmitglied depressiv, so erhöht dies die Gefahr, dass auch andere Familienangehörige anfällig für Krankheiten werden. So geben die Hälfte der befragten Familien mit einem depressiven Familienmitglied an, dass sie ihre eigene Familie als ungesund betrachten, und sie schätzen ihre körperliche Gesundheit allgemein schlechter ein als Befragte einer Kontrollgruppe. Schätzungsweise die Hälfte der Partner depressiver Patienten entwickelt selbst eine Depression, die behandelt werden muss, vor allem in akuten Krankheitsphasen des depressiven Familienmitglieds.

Interesseverlust, Grübeln, Ermüdung, Hoffnungslosigkeit

Im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung findet man in den Partnerschaften depressiver Patienten neben einer problembelasteten Beziehung zum Partner häufig ein erhöhtes Konfliktpotenzial und Kommunikationsstörungen. Die alltäglichen Abläufe in den Familien mit einem depressiven Angehörigen werden durch die Krankheit stärker beeinträchtigt als in Familien von Patienten, die an Alkoholabhängigkeit, Schizophrenie, Angststörungen oder Anpassungsstörungen leiden. Besonders charakteristisch für die Partnerschaften depressiver Menschen ist die mangelnde Fähigkeit, Probleme zu lösen und effektiv mit Stress umzugehen.

Sorgen, Ängste und das Erleben von Trauer sind typische Reaktionen von Menschen, deren Partner an Depressionen leiden.

Foto: Marc Berger



Über den Umgang der Angehörigen mit der veränderten Lebenssituation ist relativ wenig bekannt. In Befragungen geben die Angehörigen depressiver Patienten vorwiegend an, problemorientiert und kognitiv damit umzugehen. Das bedeutet, sie versuchen vor allem, Informationen über die Krankheit zu bekommen und die Situation zu kontrollieren. Die Depression des Angehörigen wird häufig als Kontrollverlust erlebt, sie ist oft unerwartet und scheint schwer zu beeinflussen. Zudem erschweren typische Symptome wie Stimmungsschwankungen und Reizbarkeit die Vorhersagbarkeit von Verhalten und Ereignissen. Termine müssen kurzfristig abgesagt werden, weil der depressive Partner sich nicht wohlfühlt. Zuweilen lehnt der depressive Partner Dinge ab, die er zuvor mochte, oder er wirkt in seinem Wesen verändert. Die Angehörigen können seine Reaktionen nicht mehr verstehen, weil sie aus gewohnten Mustern herausfallen. Häufig suchen sie daher nach alternativen Erklärungen, bevor sie überhaupt eine Depression in Erwägung ziehen oder diese durch Ärzte oder Psychologen diagnostiziert wird.

Informationen über die Krankheit sammeln

Zieht sich der depressive Partner zurück und wird einsilbig oder schweigsam, befürchten viele Angehörige zunächst eher eine Beziehungskrise als eine Krankheit. Zeigen die Partner depressiver Patienten dann ihrerseits Vermeidungsverhalten, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass sie selbst mit Angst und Depression reagieren und die Partnerschaft in der Sackgasse sehen. Wenn Angehörige beginnen, sich mit der Krankheit auseinanderzusetzen, steht am Anfang die Suche nach Informationen. Der Behandlungsbeginn wird als Ausgangspunkt für weitere Schritte angesehen. Diese Lernphase ist begleitet von der Hoffnung auf Besserung und der Zuversicht, sich der veränderten Lebenssituation anpassen zu können.

Im zweiten Schritt revidieren die Angehörigen ihre häufig zu großen Hoffnungen und Erwartungen, da sie eigene Grenzen im Umgang mit der Situation erkennen und die Grenzen der Behandlung erfahren. So entsteht ein realistisches Bild der Erkrankung und ihrer Auswirkungen. Dieser Prozess ist häufig mit Gefühlen der Trauer und des Verlustes, der Sorge und der Resignation verbunden. In einer dritten Phase

Realistisches Bild der Erkrankung und ihrer Auswirkungen

versuchen die Angehörigen, die Eigenverantwortung des Patienten zu sehen, ihre Verantwortung und die Grenzen ihrer Verantwortlichkeit anzuerkennen. Dieser Zeitraum ist meist von Ambivalenz und Spannungen gekennzeichnet, da die Grenzen der Verantwortung mit dem Patienten ausgehandelt werden müssen. In einer vierten Phase des Lebens mit der Krankheit bilanzieren



Oft wird erst eine Beziehungskrise vermutet, bevor der Partner die Depression als Krankheit und Grund für einen Rückzug erkennt.

die Angehörigen die Auswirkungen der Veränderungen auf den eigenen Lebensalltag und orientieren sich unter Umständen neu. Die zentrale Frage ist, wie sie mit der Situation umgehen können, ohne die Grenzen der eigenen Belastbarkeit zu überschreiten oder ihre Lebensziele zu verleugnen. Von dem Ausmaß des Erfolgs, mit dem die Auseinandersetzung mit der Erkrankung bezogen auf eigene Verantwortungen gelöst wird, hängt es letztlich ab, wie Angehörige die Situation kognitiv-emotional verarbeiten und in den konkreten Alltagssituationen handeln.

Angehörige erhalten im Angebot psychosozialer Hilfe noch immer zu wenig Unterstützung. Da das Ausmaß der Belastungen und Veränderungen durch eine Depression oft nicht angemessen wahrgenommen wird, ist dringend notwendig, die Gesellschaft für die Situation der Angehörigen und ihr Erleben zu sensibilisieren. Selbst Kliniker unterschätzen, wie sehr das Ausmaß der Belastungen von Angehörigen der Patienten mit bipolaren Störungen von deren Selbsteinschätzungen

Für die Situation der Angehörigen sensibilisieren

abweichen. In Umfragen werden Depressionen häufig zu einer Folge von Charakterschwäche stigmatisiert – und nicht als psychische Störung erkannt. Aufklärung und ein leichter Zugang zu den vielfältigen Formen der Behandlungsmöglichkeiten, die die Familie des Patienten einschließen, könnten dem abhelfen.

Es gibt neben der Paar- und Familientherapie weitere Möglichkeiten, die Situation der Angehörigen selbst zum Gegenstand der Intervention zu machen: Selbsthilfe und eine gezielte Vernetzung der Angehörigen in Verbänden. Vor allem in Großbritannien und den USA wurden Programme zur Aufklärung und Entlastung der Angehörigen entwickelt und evaluiert. Dass Angehörige hierzulande nach wie vor unzureichend in die Behandlung von Depressionen einbezogen werden, ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass die Ausbildungscurricula in diesem Punkt mangelhaft sind und die Perspektive von Angehörigen in Ausbildungsprogrammen nicht berücksichtigt ist. Ein Problem ist zudem die vollkommen unzureichende Finanzierung der Unterstützung von Angehörigen depressiver Personen.

Selbsthilfe und eine gezielte Vernetzung der Angehörigen

Folglich sind es vor allem drei Faktoren, die eine angemessene Arbeit auch mit Angehörigen behindern: wenig evaluierte Programme, unzureichende Kompetenzen und Sensibilisierung für die Situation und die Bedürfnisse der Angehörigen sowie mangelnde Finanzierung. Angehörigen kann nur dann erfolgreich geholfen werden, wenn Anstrengungen auf allen drei Ebenen unternommen werden.

Dr. Jeannette Bischof



Jeannette Bischof ist wissenschaftliche Assistentin am Arbeitsbereich Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Freien Universität Berlin. Sie studierte Psychologie und Anglistik in Leipzig, Glasgow und Berlin, von 1998 bis 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Klinik für Psychiatrie der Universität Leipzig, Tätigkeit in der Akutpsychiatrie, psychotherapeutische Weiterbildung in emotionsfokussierter Einzel-

und Paartherapie in Toronto, Kanada, 2006/2007 Gastwissenschaftlerin an der Psychotherapy Research Clinic der York University Toronto, Kanada. Beiträge zur Angehörigenthematik: Buchpublikation: „Angehörigenberatung bei Depression“, 2005 (liegt auch in polnischer Sprache vor), sowie Beiträge in den Herausgeberbänden „Psychotherapie affektiver Störungen“, 2007, und „Kinder und Partner psychisch kranker Menschen“, 2008.

Kontakt:

Dr. Jeannette Bischof
Freie Universität Berlin
Arbeitsbereich Klinische Psychologie und Psychotherapie
Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin
Tel: 030 – 838 546 72
E-Mail: j.bischof@fu-berlin.de

Glücksfinder

Wie uns die Wissenschaft glücklich macht





VON OLIVER TRENKAMP

Seit Jahrtausenden streben wir danach, glücklich zu sein, doch erst seit kurzer Zeit beschäftigt sich die moderne Wissenschaft damit und entschlüsselt langsam die Geheimnisse des Glücks. Auch Forscher an der Freien Universität spüren dem Glück nach, versuchen es zu begreifen, mit den Instrumenten der Wissenschaft und der Kraft des Geistes. Man könnte sie Glücksforscher nennen, auch wenn das nicht ihr Spezialgebiet ist. Sie dringen vor in die Vergangenheit und reisen in ferne Länder, sie sprechen mit tausenden Unglücklichen, sie wissen, wie Reichtum und Zufriedenheit zusammenhängen. Aus ihrer Disziplin heraus liefern sie Erkenntnisse, die uns helfen, glücklicher zu leben.

Gerade einmal sieben Zeilen war dem Brockhaus im Jahr 1894 ein Zustand wert, den der Mensch seit Jahrtausenden anstrebt: den des Glücks. „Glück im subjektiven Sinne ist der Lustzustand einer vollständigen Befriedigung aller Wünsche“, heißt es da in luftiger Lexikon-Prosa und schönster Frakturschrift. „Dieser Genuß der Wunschlosigkeit ist ebendeshalb, weil der Lauf des Lebens fortwährend größere oder geringere Bedürfnisse neu fühlbar macht, ein ebenso schnell vorübergehender wie seltener Zustand: daher die Klagen über die Flüchtigkeit des Glück u.s.w.“ Die Befriedigung aller Wünsche? Jahrtausendlang galt unter Philosophen:

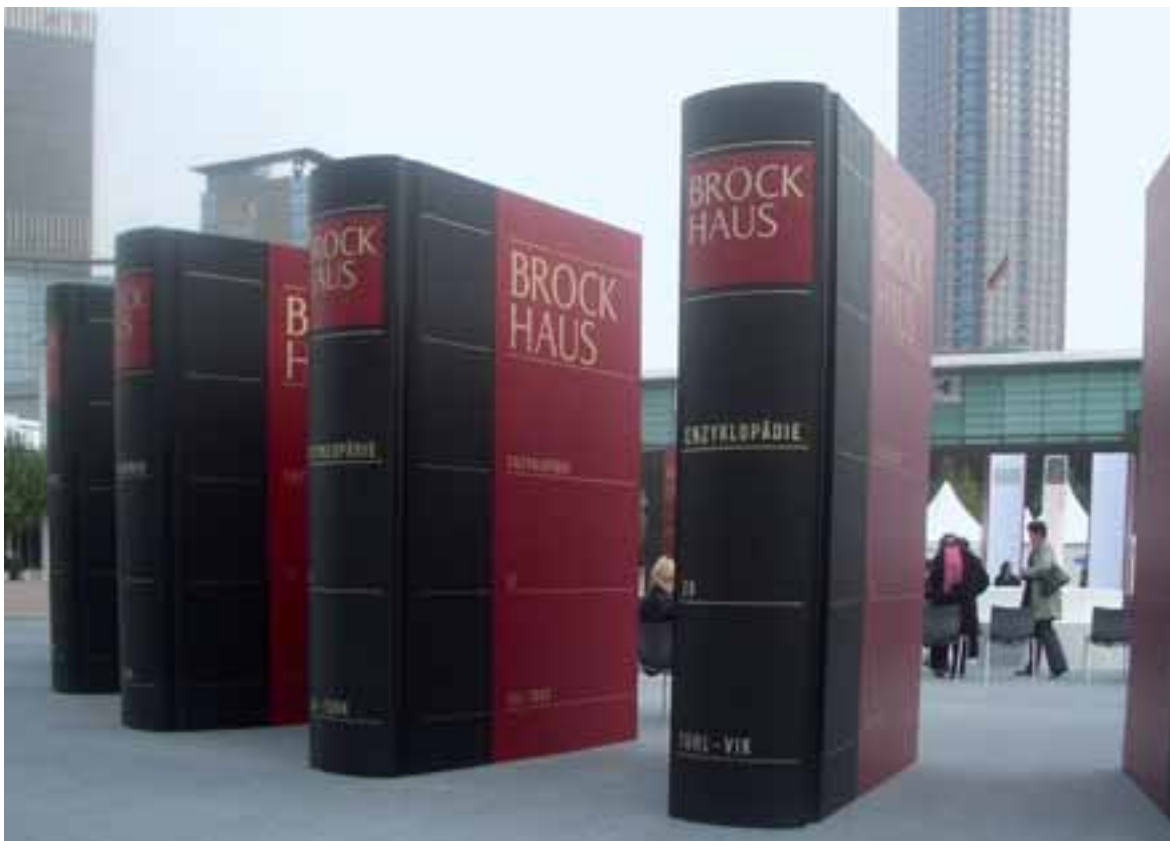
Beim Glück geht es um innere Zufriedenheit, um innere Ruhe, es kommt von Gott oder durch die eigene Vernunft.

Das Glück war keine sonderlich emotionale Angelegenheit. In der Psychologie des 20. Jahrhundert spielte es zunächst auch keine große Rolle. Wissenschaftler und Therapeuten erkundeten vor allem die dunklen Gegenden der Seele: Angst, Aggressionen, Schermmut und Trauer. Doch in den vergangenen 20 Jahren fragen sich Forscher und Autoren, Wissenschaftler und Denker zunehmend: Wie fühlt es sich eigentlich an, das Glücklichein? Und was sind die Voraussetzungen dafür?

Der Volksmund weiß schon lang: „Froh zu sein, bedarf es wenig.“ Er kennt den „gesunden Optimismus“ als hilfreiches Mittel, das eigene Glücksempfinden zu steigern. Wer positiv in die Zukunft blickt, der fühlt sich insgesamt zufriedener – glücklicher. Diese Fähigkeit zur Zuversicht ist auch ins Blickfeld der Forschung gerückt, spätestens seit der US-amerikanische Psychologe Martin Seligmann als Vorsitzender seines Berufsverbandes forderte, dem Guten mehr Gewicht zu geben und dem nachzuspüren, was uns glücklich macht. Er formulierte das Forschungsfeld der „Positiven Psychologie“ – eine Trendwende: „In einer Zeit von Wohlstand und Frieden wollen die Menschen nicht mehr nur wissen, wie man Leid lindern kann.“

Wie fühlt sich Glücklichein an?

Dem Brockhaus war 1894 die Definition des Glücks nur sieben Zeilen wert.



GNU

An der Freien Universität gibt es zwar kein Institut für Glücksforschung und niemanden, der für sich in Anspruch nimmt, die Geheimnisse des Glücks entschlüsselt zu haben. Aber es gibt Wissenschaftler, die sich mit dem Glück beschäftigen, die ihm nachspüren, die es zu begreifen versuchen. Man könnte sie Glücksforscher

Die Geheimnisse des Glücks entschlüsseln

nennen, auch wenn das nicht ihr Spezialgebiet ist und sie das Thema Glück nur streifen, während sie sich mit etwas anderem beschäftigen. Sie dringen vor in die Vergangenheit und reisen in andere Länder, sie sprechen mit Tausenden Unglücklichen, sie wissen, wie Reichtum und Zufriedenheit zusammenhängen. Aus ihrer Disziplin heraus liefern sie Erkenntnisse, die uns verstehen helfen, wie wir glücklicher werden und welche Rolle das Glück in unserem Leben spielt.

Der Ökonom: Glück durch Reichtum

Fast 30 Jahre lang spendete die Wirtschaftswissenschaft all jenen Trost, die wenig verdienten und mit ihrem Gehalt gerade so über die Runden kamen: Geld macht nicht glücklich, das zeigten in den 1970er Jahren Studien des amerikanischen Ökonomen Richard Easterlin. Der hatte die Wirtschaftsdaten Japans und die Angaben der Bürger über ihre Lebensqualität miteinander verglichen.

Seine Ergebnisse sind als Easterlin-Paradox in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen: Obwohl die Japaner in den Jahren von 1950 bis 1970 ihr Wirtschaftswachstum deutlich steigerten und die

Das Easterlin-Paradox

Löhne stiegen, sank die Zufriedenheit der Menschen. Sie fühlten sich unglücklicher als zuvor. Easterlin glaubte, dass die Menschen sich schnell an den Reichtum gewöhnt hätten. Er schloss daraus, dass die glücksbringende Wirkung von Geld verfliege,

Macht Geld doch glücklich? Neue Studien sagen: ja.



Zur Person:

Irwin Collier ist Professor für nordamerikanische Wirtschaft und Wirtschaftspolitik am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin.

Ausserhofer

sobald ein gewisser Wohlstandsgrad überschritten sei. Denn in armen Ländern steigt die Zufriedenheit mit zunehmendem Wohlstand.

Im globalen Vergleich hängen Reichtum und Glück also doch zusammen. „Eine Weltkarte, auf die man die Umfragedaten zur Zufriedenheit einträgt, bildet auch ziemlich exakt die Einkommensverteilung ab“, bestätigt Irwin Collier, Professor für nordamerikanische Wirtschaft und Wirtschaftspolitik am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität.

Jetzt allerdings stellen neue Studien alles auf den Kopf, was die Forschung über Glücksgefühle und Geld zu wissen glaubte. Zwei Wissenschaftler von der University of Pennsylvania werteten unzählige Studien über Wirtschaftswachstum und subjektives Wohlbefinden aus.

Money can't buy you love – but happiness

Die Ergebnisse scheinen zu belegen: Mehr Geld macht immer glücklicher, ein Sättigungseffekt ließ sich nicht feststellen. Zeitungen und Magazine titeln: „Money can't buy you love – but happiness.“

Auch Collier kennt die „positive Korrelation zwischen Einkommen und Glück – wenn man den Querschnitt der Bevölkerung betrachtet.“ Allerdings glaubt er eher an kurzfristige Glücksmomente direkt nach einer Einkommenssteigerung: Ein höheres Einkommen führe nur zu einem „kurzen High“. Dann setze Gewöhnung ein. Für die Wirtschaftspolitik könnte das bedeuten, dass sich ihre Leitlinien verändern: „Das Reduzieren menschlichen Unglücks an den Orten, an denen es

noch existiert, sollte eine höhere Priorität haben, als die materielle Wohlstandssteigerung derjenigen, deren

Neue Prioritäten in der Wirtschaftspolitik

materiellen Bedürfnisse seit Langem befriedigt sind“, sagt Collier. Einig sind sich Ökonomen und Soziologen allerdings darin, dass Geld allein nicht glücklich macht – es gibt genug Beispiele für zufriedene Menschen, die mit wenig Geld auskommen. „Die müssten ja sonst alle depressiv sein“, sagt Collier.

Der Psychologe: Glück durch Handeln

Wenige Menschen haben so viele unglückliche Studenten gesehen wie er: Hans-Werner Rückert leitet seit 1994 die „Zentraleinrichtung Studienberatung und psychologische Beratung“ der Freien Universität. Seine Aufgabe besteht darin, angehenden Akademikern, die sich

über- oder unterfordert fühlen, dabei zu helfen, zufriedener zu werden. Tausende sind zu ihm gekommen: bei schlechten Noten, nach einer nicht bestandenem Prüfung oder auch erst, wenn sie keinen Abschluss mehr machen durften – etwa weil sie zu oft durch Prüfungen gefallen sind. Auch nach dem Studium holen sich einige Rat: „Beim wissenschaftlichen Personal überwiegen Konflikte um nicht vollendete Dissertationen oder geknickte Karrieren“, sagt Rückert.

Sie alle teilen ein Gefühl des Scheiterns. Allerdings gebe es „das Scheitern per se“ nicht: „Inwieweit sich Menschen als gescheitert empfinden, hat weniger mit der objektiven Situation zu tun als mit der persönlichen

Erfolg ist kein Zufall

Bewertung des Erlebten“, sagt er. Typisch sei es, alle Erfolge dem Zufall zuzuschreiben, jeden Misserfolg aber für eigenes Versagen zu halten. „Ein Ziel der Beratung ist es, den Menschen dabei zu helfen, eigene Erfahrungen weniger selbstschädigend zu verarbeiten“, sagt Rückert. Sein Konzept: „Entdecke das Glück des Handelns“, so lautet der Titel eines seiner Bücher. Im ersten Teil des Ratgebers beschreibt er typische Blockaden und Fallstricke, im zweiten skizziert er Beispiele und gibt konkrete Tipps, wie man Widerstände überwindet.

Ein Problem, das so gut wie jeder kennt, ist das Aufschieben: Die Hausarbeit, das Forschungsdesign, der Projektentwurf kann ja noch morgen oder in der nächsten Woche geschrieben werden; vermeiden, vertrödeln, verzetteln. Der Druck wird immer größer: Man muss ja noch etwas erledigen – Stress, Angst, Überforderungsgefühle sind häufig die Folge. Rückert unterscheidet

zwei Typen von Aufschiebern: „Kick-Aufschieber“ erleben den Druck positiv, sie erledigen ihre Arbeit immer zum letztmöglichen Termin, sie arbeiten die Nächte durch „bis ihnen das Adrenalin aus den Ohren läuft“. Die „Kick-Aufschieber“ wollen ihr Verhalten meist nicht ändern – im Gegenteil: „Sie genießen es, ihre Kriegsberichte von der Front akademischen Arbeitens erzählen zu können“, sagt Rückert.

Schlecht fühlen sich die „Vermeidungs-Aufschieber“, die, sobald sie am Schreibtisch sitzen, Hunger bekommen, das Bad putzen oder einen Freund anrufen wollen. Sie sind die Unglücklichen unter den Aufschiebern. „Indem sie jedem ablenkenden Impuls sofort nachgeben und etwas Angenehmeres machen als zu arbeiten, belohnen sie sich für ihre Flucht“, sagt Rückert. Das Gehirn lernt die Verknüpfung von Flucht und Belohnung schnell. Arbeit erfordert jedoch oft Triebverzicht und Belohnungsaufschub: „Man kann nicht intensiv studieren und dabei entspannt Café Latte trinken“, sagt Rückert.

Wie wir uns für Flucht belohnen

Wie aber kann man den Hang zum Eskapismus, wie es der Fachmann nennt, überwinden? Ein bewährtes Mittel sei ein Lerntagebuch: Immer wenn sich das Gehirn meldet mit dem Wunsch nach Badreinigung oder Kaffeepause, wird das notiert – und auf später verschoben. Das Aufschreiben des ablenkenden Impulses stärkt das Bewusstsein, es erleichtert die Selbststeuerung. „Außerdem kann man sich so für das Durchhalten statt für die kontraproduktive Flucht belohnen“, rät Rückert. Wer Hunger bekommt, aber noch keine Zeile geschrieben hat, könne sich vornehmen: Noch eine Stunde, dann esse ich etwas. Das Gehirn lernt: Nicht die Ablenkung, sondern die Arbeit wird belohnt.

Das Wesen des Glücks besteht darin, sich darum zu bemühen – daran glaubt Rückert fest. Und seine Erfahrung bestätigt ihn darin. In Beratungsgesprächen und bei Präsentationen erklärt er wieder und wieder diesen Zusammenhang. Manches klinge banal, helfe aber tatsächlich:

privat



Zur Person:

Hans-Werner Rückert leitet seit 1994 die „Zentraleinrichtung Studienberatung und psychologische Beratung“ der Freien Universität Berlin.

Die Arbeit nicht aufschieben – Grundprinzip des Glücks durch Handeln.



photocase

Selbstbild und Wirklichkeit in Einklang bringen

Realistische und klare Ziele setzen und sie verbindlich planen, sei so ein Punkt. „Bleiben Sie locker, belohnen Sie sich, und bilanzieren Sie Ihre Fortschritte“, rät Rückert. „Lösen Sie sich von Vorstellungen, wie Dinge zu sein hätten.“ Es gehe darum, Selbstbild und Wirklichkeit durch eigenes Handeln möglichst in Einklang zu bringen.

Die Soziologin: Glück durch Reisen

„Mir scheint immer dort, wo ich nicht bin, wäre ich glücklich“, schrieb der französische Schriftsteller Charles Baudelaire im vorletzten Jahrhundert. Dieser „ruhelos schweifende Blick auf alles Ferne und Fremde“ sei charakteristisch für unser modernes Bewusstsein, sagt Sabine Boomers vom Institut für Soziologie der Freien Universität und zitiert damit den Berliner Soziologen Georg Simmel.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sei das Fernweh eher noch größer geworden. Boomers selbst ist viel herumgekommen – sowohl in der wirklichen Welt als auch in der Reiseliteratur: In Indien und im Nahen Osten war sie unterwegs, sie las Goethe und Baudelaire ebenso wie die Dauerreisenden Bruce Chatwin und Reinhold Messner. Ihre Dissertation hat sie über das „Reisen als Lebensform“ geschrieben, und ihre aktuelle Forschung konzentriert sich darauf herauszufinden, warum Men-



Zur Person:

Sabine Boomers ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Freien Universität mit Schwerpunkt Empirische Methoden und Statistik.

privat

schen zu Migranten werden, warum sie ihre Heimat verlassen und das Glück an einem anderen Ort suchen. Sie unterscheidet zwischen „Mobilitätslust und Mobilitätslast“: Einerseits avanciere der Tourismus zu einem der wichtigsten Wirtschaftszweige, andererseits gebe es immer mehr Menschen, die gezwungen seien zu reisen oder ihre Heimat für immer zu verlassen – aus ganz verschiedenen Gründen: wegen der eigenen Karriere oder weil sie politisch verfolgt werden, weil sie einem Ehepartner hinterherziehen oder in ihrer Heimat keinen Job finden. Aber selbst zum mutmaßlich freiwilligen Verreisen fühlen sich heute viele verpflichtet – sei es, um Anerkennung von Freunden und Kollegen zu bekommen, sei es, weil die Neugier auf das Fremde heute zum Selbstkonzept gehört. „Reise-Erfahrung verspricht das höchste Prestige – und birgt wohl auch das höchste Glücksversprechen“, sagt Boomers. Rund elf Prozent ihres Geldes geben die Menschen in westlichen Industriestaaten da-

Mobilitätslust und Mobilitätslast

Im Urlaub das Abenteuer suchen – auch wenn viele nicht ganz auf etwas Luxus verzichten wollen.



Hallo, ich bin ein Nachhaver

für aus, die Deutschen unternahmen im vergangenen Jahr knapp 70 Millionen Urlaubsreisen, die mindestens fünf Tage dauerten.

Doch all das Streben in die Fremde, die Sehnsucht nach Exotik, „nach einer Neu-Erfindung des alltäglichen Ichs“, die Investition in neue Erfahrungen scheitern an einem Punkt: „Der Versuch, sich aus der selbstgeschaf-

Das Ich neu erfinden

fenen Wirklichkeit der Industriegesellschaften zu befreien, bleibt ein vergeblicher“, sagt Boomers und greift damit eine These von Hans-Magnus Enzensberger auf: Die Reise, die uns eigentlich aus der Warenwelt herausführen sollte, sei ihrerseits zur Ware geworden – ein wahrer Aufbruch nahezu unmöglich.

Auch deswegen suchen manche Reisende zunehmend extreme Erfahrungen, ein „erregtes Erfinden immer neuer und vermeintlich letzter Abenteuer“ nennt Boomers den Trend zum Risikotourismus: Wildwasser-Rafting, Klippenspringen, Barfuß-Wüstenläufe.

Merkwürdig nur, dass selbst die Abenteuerer häufig genug versuchen, das Risiko zu minimieren; von „gut arrangierten Notausgängen“ spricht Boomers und von Outdoor-Luxusartikeln wie elektrischen Zahnbürsten für die Wildnis. Offenbar suchen Extremreisende ihr Glück in der Gefahr einer Grenzerfahrung, wollen das Glück des Zivilisationsluxus aber nicht ganz aufgeben. Boomers kommt zu dem Schluss, dass sich die üblicherweise harsche Tourismuskritik an „elitären Vorstellungen eines wie auch immer gearteten ‚wahren‘ Rei-

sens orientiert“. Doch „das subjektive Erleben eines Reise-glücks kann nicht negiert werden“ – oder einfacher gesagt: Der Pauschaltourist erlebe seinen Urlaub unter Umständen als ebenso befriedigend wie der Risikoreisende. Das Reisen eröffne „außeralltägliche Räume“, in denen gesellschaftliche Regeln zum Teil außer Kraft gesetzt werden und wir neue kulturelle Regeln lernen können: „Traumwelten, die zugleich Züge eines bedrohlichen Chaos und einer paradiesischen Unschuld bergen“, wie Boomers in einem Essay schreibt. Ob wir Glück dabei tatsächlich erleben oder uns nur einreden lassen, von Reiseanbietern oder uns selbst, das ist zweitrangig: Beim Reisen können wir das Glück empfinden, ein anderer zu sein – „sei es nun eine Illusion oder nicht.“

Traumwelten und Chaos

Der Historiker: Glück als Grundrecht

Jedes amerikanische Schulkind lernt die Sätze auswendig, schließlich stammen sie aus der Geburtsurkunde der Nation: „We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their Creator with certain unalienable rights, that among these are life, liberty and the pursuit of happiness.“ Der Politiker, Schöngestirne und Universalgelehrte Thomas Jefferson hat sie formuliert, im Jahr 1776 entwarf er die Unabhängigkeitserklärung der USA und erklärte Leben, Freiheit und das Streben nach Glück – oder Glückseligkeit, denn eine richtig gute Übersetzung gibt es nicht – zu unveräußerlichen Rechten. Stolz erzählte er damals,

Thomas Jefferson, Zweiter von links am Mount Rushmore, formulierte den Dreiklang „life, liberty and the pursuit of happiness“ nicht als Erster.



istockphoto, iophoto

Jefferson musste nirgendwo nachschlagen

er habe nirgendwo nachschlagen müssen für das philosophisch und sprachlich anspruchsvolle Papier, mit dem die Vereinigten Staaten sich von England lösten und der Weltgeschichte eine neue Richtung gaben. Er habe nur den „common sense“ der Zeit zusammengefasst. Mit dem gesammelten Wissen seiner Zeit umgab er sich – inklusive der Widersprüche zwischen Philosophie und Praxis: Im Foyer seines Hauses stand eine Büste von Voltaire, auf dem Grundstück nebenan lebten seine Sklaven.

Keine verfassungsrechtliche Bedeutung

Viele Amerikaner meinen deshalb, das Streben nach Glück zähle zu ihren durch die Verfassung garantierten Grundrechten. „Das aber ist ein Irrtum“, sagt Knud Krakau, Jurist und Professor für Geschichte am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität. Denn die Worte „pursuit of happiness“ finden sich nirgendwo in der Verfassung oder in dem Grundrechtekatalog der „Bill of Rights“ – das aber sind die juristisch maßgeblichen Dokumente in den Vereinigten Staaten. „Die Unabhängigkeitserklärung hat keine verfassungsrechtliche Bedeutung“, sagt Krakau. Zwar berufe sich der höchste Gerichtshof der USA in manch einer Urteilsbegründung auf Jeffersons Worte, nie aber im Sinne eines juristisch verbindlichen Textes, sondern in Bezug auf die Grundannahmen der amerikanischen Gesellschaft.

Welche Annahmen sind das und warum hat Jefferson sie in die Erklärung hineingeschrieben? Er formulierte den Dreiklang „life, liberty and pursuit of happiness“ in Abwandlung der Thesen des englischen Philosophen John Locke, der Leben, Freiheit und Besitz als natürliche Rechte des Menschen ansah. „Für den philosophischen Diskurs ist das von höchster Bedeutung“, sagt Krakau, „Jefferson verneint nicht den naturrechtlichen Anspruch auf Besitz, aber er erweitert ihn und rückt ihn damit zugleich in den Hintergrund.“ Das Eigentumsrecht werde relativiert, Glückseligkeit meine mehr als den puren Besitz. Eine Sensation war das



Zur Person:

Knud Krakau ist Jurist und lehrte als Professor für Geschichte am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin.

privat

indes nicht: „Die Formulierung ‚pursuit of happiness‘ war damals Allgemeingut“, sagt Krakau. In Pamphleten und politischen Manifesten der Zeit war sie ebenso zu finden wie in philosophischen Schriften. Allerdings wandelte sich die Bedeutung: Anfangs war eher das persönliche Glück des Einzelnen gemeint – es war die Zeit der Aufklärung, das Individuum der Maßstab. Doch langsam gewann die Ansicht Raum, Glückseligkeit sei auch zu verstehen als Teilhabe am Zusammenleben und Mitgestalten der Gesellschaft. Zunehmend wurde es – nicht unumstritten – als Aufgabe des Staates gesehen, die Menschen in den Stand zu versetzen, dieser Glückseligkeit teilhaftig zu werden – „to increase happiness“, wie es in Dokumenten aus der Zeit heißt.

Vom persönlichen Glück zum welfare state

„In Ansätzen entstand so der Gedanke dessen, was man später ‚welfare state‘ nannte“, sagt Krakau. Als dritter Präsident der USA förderte Jefferson daher den Bau von Universitäten, für die in Virginia zeichnete er sogar selbst die Pläne.

Auch formaljuristisch schlug sich die Glückseligkeit nieder. Denn nicht nur die USA als Ganzes gaben sich eine Verfassung, sondern auch die Einzelstaaten – und die wiederum änderten sie häufiger: Bis zum Jahr 1900 – da waren beispielsweise Alaska, Arizona und New Mexiko noch keine Bundesstaaten – hatte es bereits etwa 120 einzelstaatliche Verfassungen gegeben. In zwei Dritteln stand die Formulierung „pursuit of happiness“ aus Jeffersons Unabhängigkeitserklärung. So falsch liegen die Amerikaner also nicht, wenn sie sich auf dieses Grundrecht berufen.



iStockphoto, mehmet ali cida / Montage: UNICOM





Gefühle aus der Kiste

Ein Präventionsprogramm stärkt Kindergartenkinder
gegenüber Gewalt und Drogen

VON ORTRUN HUBER

Trinkgelage von Zwölfjährigen – Jugendliche prügeln Rentner ins Koma – Kiffer im Kindesalter: Zeitungsschlagzeilen erwecken den Eindruck, Deutschland sei das Land, in dem die wilden Kerle wohnen. Und tatsächlich liegt das Einstiegsalter für Nikotin und Alkohol mittlerweile bei etwa zehn Jahren; Gewaltdelikte von Jugendlichen sind häufig zu beobachten. Die Prävention gegen Sucht und Gewalt ist zu einer dringenden Aufgabe geworden. Hier setzt Papilio an: Das Programm für Kindergärten versucht die sozial-emotionalen Kompetenzen von Vier- bis Siebenjährigen zu fördern. Damit sollen die Kinder selbstsicher, aber auch mitfühlend genug werden, um schwierigere Phasen in ihrem Leben auch ohne Drogen und Gewalt zu meistern. Ein Projekt, das Professor Herbert Scheithauer vom Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität Berlin mitentwickelt und evaluiert hat.

Paula ist fünf Jahre alt. Als sie auf dem Dachboden ihrer Großeltern herumstößt, findet das Kindergartenkind eine rätselhafte Kiste. Zunächst glaubt Paula, der unverschlossene Kasten sei leer, aber dann hört sie leise Stimmen – Koboldstimmen. Die Geschichte „Paula und die Kistenkobolde“ ist eines von drei Angeboten für Kinder aus dem Präventionsprogramm Papilio. Die vier Kobolde, die Paula kennenlernt, verkörpern jeder eines der Basisgefühle Traurigkeit, Wut, Angst und Freude.

Durch Heulibold, Zornibold, Bibberbold und Freudibold können Kindergartenkinder lernen, diese Emotionen bei sich selbst zu erkennen, zu benennen und an anderen wahrzunehmen. Und dies zu können, ist wichtig für die spätere Entwicklung der Mädchen und Jungen: „Wir wissen aus vielen Studien, die Kinder von klein auf begleitet haben, dass Sucht und Gewalt mit bestimmten, schon früh erkennbaren Verhaltensproblemen einhergehen, beispielsweise Aggression, Hyperaktivität, extreme Schüchternheit oder mangelnde soziale und emotionale Kompetenzen“, erklärt Professor

Heulibold, Zornibold, Bibberbold und Freudibold

Herbert Scheithauer, Leiter des Arbeitsbereichs „Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie“ an der Freien Universität Berlin. Papilio wurde im Jahr 2002 auf Initiative einiger Rotary Clubs vom Augsburger „beta Institut gemeinnützige GmbH“ gemeinsam mit Herbert Scheithauer entwickelt und wird von den Wissenschaftlern der Freien Universität Berlin begleitend evaluiert. Das Präventionsprogramm gegen Sucht und Gewalt setzt auf drei Ebenen an: bei den Kindergartenkindern, den Erzieherinnen und Erziehern sowie den Eltern.

Zentrale Vermittlungsperson ist die Erzieherin, die Papilio im Kindergarten einführt und die an die Kinder gerichteten Maßnahmen als alltäglichen Bestandteil der pädagogischen Arbeit nutzt. „Die Erzieherin ist die tägliche Haupt-Ansprechpartnerin ‚auf Zeit‘ und stellt mit ihrem eigenen Verhalten deshalb ein wichtiges Modell für das Kind dar“, erklärt Herbert Scheithauer. „Gleich-

Bei Kindern sehr beliebt: die Geschichte von Paula und ihren Kopolden als Puppentheater.



Papilio



Die Erzieherinnen haben bei Papilio eine besonders wichtige Funktion als Ansprechpartnerinnen für Kinder.

Prof. Dr. Herbert Scheithauer



Herbert Scheithauer studierte Psychologie an der Universität Bremen, war dort von 1999 bis 2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter und promovierte 2003 ebenda. Seit April 2004 leitet er als Juniorprofessor den Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie der Freien Universität. Seit 2006 ist er Faculty Member an der Max Planck Research School „The Life Course: Evolutionary and

Ontogenetic Dynamics“. Er ist Mitglied in mehreren Wissenschaftlichen Beiräten sowie Fachverbänden und berät seit 2004 das Deutsche Forum für Kriminalprävention (DFK), in dessen wissenschaftlichen Beirat er 2007 berufen wurde. Unter anderem ist er beteiligt an der Entwicklung von Maßnahmen zur Gewaltprävention im Kindergarten (www.papilio.de) und in der Schule (www.fairplayer.de). Seit 2006 Vorstandsvorsitzender im Verein fairplayer e. V. und Leiter des Berliner Leaking-Projekts zur Früherkennung von Amokläufen und School Shootings.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft
und Angewandte Entwicklungspsychologie
Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin
Tel.: 030 - 838 56 546
E-Mail: hscheit@zedat.fu-berlin.de

zeitig ist sie die wichtigste Ansprechpartnerin der Eltern in Erziehungsfragen. Deshalb nimmt die Erzieherin bei Papilio eine so zentrale Rolle ein.

Neben der Geschichte von „Paula und den Kistenkobolden“ entwickelte das Papilio-Team den „Spielzeugmacht-Ferien-Tag“ sowie das „Meins-deinsdeins-unser“-Spiel. Beim erstgenannten Angebot wird an einem festgelegten Tag in der Woche im Kindergarten ohne herkömmliches Spielzeug gespielt. Stattdessen gibt es Kreisspiele, es wird gemeinsam gesungen und musiziert oder gemalt. Die Kinder setzen sich so verstärkt mit ihren

Spielzeugfreie Tage

Altersgenossen auseinander, gehen neue Beziehungen ein und werden in einem sozial kompetenten Umgang miteinander unterstützt. Beim „Meins-deinsdeins-unser“-Spiel lernen die Jungen und Mädchen in der Gruppe den spielerischen Umgang mit sozialen Regeln. Regelmäßig wiederkehrend sammeln die Kinder während einer Aktivität, beispielsweise dem gemeinsamen Malen in Kleingruppen, Punkte, wenn sie soziale Regeln befolgen. Im Vordergrund steht dabei die gegenseitige Unterstützung beim Einhalten der vereinbarten Grundsätze und die tatsächliche Bearbeitung und Fertigstellung der gemeinsamen Aufgabe. Besonders beliebt ist bei den Kindern aber vor allem die Geschichte von Paula. Denn die Erzählung von den vier Kobolden und ihren unterschiedlichen Gefühlen kann nicht nur vorgelesen und auf einer CD angehört

Die vier Kobolde auf der Bühne

werden, sie ist auch als Film auf DVD, vor allem aber auf der Bühne erlebbar. Die Figuren sowie eine Reihe von Songs, etwa das „Mutmachlied“ oder das „Kobold-

Wichtig für den Erfolg des Projektes Papilio ist die Zusammenarbeit von Eltern und Erzieherinnen.





lied“, wurden gemeinsam mit Künstlern der Augsburger Puppenkiste entwickelt. Und so touren Paula und ihre Koboldfreunde auch als Marionettentheater durchs Land und besuchen die an Papilio beteiligten Kindergärten.

Während die Erzieherinnen im Rahmen einer mehr-tägigen Fortbildung auf Papilio vorbereitet und fortlaufend von speziellen Trainern geschult und bei auftretenden Problemen unterstützt werden, richten sich spezielle Informationsabende und ein Club an die Eltern der Kindergartenkinder. Hier haben die Mütter und Väter die Möglichkeit, ihr eigenes Erziehungsverhalten zu reflektieren. Zudem enthält die Buchfassung von „Paula und die Kistenkobolde“ auch einen „Eltern-Teil“, in dem erklärt wird, wie Kinder im Erkennen und im Umgang mit Gefühlen unterstützt werden können. „Es ist wichtig, dass Eltern mit ihren Kindern über Dinge reden und sie zum Nachdenken anregen. Deshalb haben wir im Rahmen von Papilio auch Materialien für den Alltag der Kinder zu Hause bereitgestellt“, sagt Psychologe Scheithauer.

Nach der Einführung von Papilio evaluierte das beta Institut zusammen mit dem Wissenschaftler und seinen Mitarbeitern in den Jahren 2003 und 2004 in einer eigenen Studie („Augsburger Längsschnittstudie zur Evaluation des Programms Papilio – ALEPP“) die Anwendung und Wirksamkeit von Papilio.

In der Region Augsburg wurden 25 Studien-Kindergärten ausgewählt; insgesamt waren rund 700 Kinder, deren Eltern und mehr als 100 Erzieherinnen und Erzieher beteiligt, die möglichst repräsentativ die sozioökonomischen Merkmale der Gemeinden und Stadtteile der Region abbilden sollten. In einer (Interventions-)Gruppe von Kindergärten wurde Papilio eingeführt. Um die Wirksamkeit der Papilio-Maßnahmen untersuchen zu können, wurden die Eltern und Erzieherinnen mit Fragebögen über das Verhalten und die sozialen Fertigkeiten der Kinder sowie über ihre familiäre Situation befragt. Interviewer befragten die Kinder mithilfe von Bildern, um Informationen über ihre Einbindung in die Gruppe ihrer Altersgenossen zu gewinnen.

Die Befragungen wurden zu drei Terminen, nämlich vor und nach Umsetzung der Papilio-Maßnahmen sowie zu einem späteren Zeitpunkt durchgeführt, um etwaige Entwicklungsfortschritte im sozialen Verhalten der Kinder zu beobachten. Diese Aussagen der „Papilio-Beteiligten“ wurden verglichen mit den Ergebnissen von Kindergärten, die erst zu einem späteren Zeitpunkt das Programm verwirklichten.

Die zentralen Erkenntnisse der ALEPP sind ermutigend für die Fortführung des Programms: Alle Kindergartenkinder verbesserten ihr soziales Verhalten, aber bei den Papilio-Kindern war diese Verbesserung deut-

Start in Augsburg – mit 700 Kindern

Zum Papilio-Programm wurde auch ein Vorlesebuch entwickelt.



Papilio

licher ausgeprägt. Verhaltensprobleme gingen bei den Papilio-Kindern deutlich zurück. Speziell aggressives Verhalten sowie Probleme durch Hyperaktivität oder fehlende Aufmerksamkeit wurden deutlich weniger.

Soziale und emotionale Kompetenzen werden besser

Und entscheidend für den Fortbestand des gesamten Projekts: Die Papilio-Aktivitäten konnten so problemlos in den Kindergartenalltag integriert werden, dass alle Erzieherinnen und Erzieher das Programm auch über das Ende der Datenerhebung hinaus weiterführten.

„Unsere Studie belegt, dass wir sowohl die Kinder mit ersten Verhaltensproblemen erreichen und sie durch Papilio in ihrer Entwicklung unterstützen können als auch die Kinder ohne Verhaltensprobleme, die durch das Programm verbesserte sozial-emotionale Kompetenzen aufwiesen,“ erklärt Herbert Scheithauer.

Im Juli 2005 wurden die Papilio-Kinder, die im Herbst 2004 eingeschult worden waren, und deren Eltern erneut befragt. Zudem wurden die Lehrer befragt. Einbezogen waren 27 Schulen in der Modellregion. Mit dieser zweiten Studie soll überprüft werden, ob die positive Wirkung des Programms nach einem Jahr noch anhält. Zudem soll geklärt werden, ob Papilio langfristig dazu beitragen kann, dass die Kinder aufgrund ver-

Die vier Kobolde Freudibold, Bibberbold, Heulibold und Zornibold, sind Teil der Geschichte „Paula und die Kistenkobolde“. Mit ihrer Hilfe lernen Kinder den Umgang mit den basalen Gefühlen Freude, Angst, Traurigkeit und Wut.



Wir bauen Leuchttürme für die Wissenschaft



Wir bieten

- Individuelle PPP-Lösungen
- Hotel und Konferenzzentren
- maßgeschneiderte Baulösungen privat finanziert
- Wissenschaftsgebäude/Zentren
- unverbindliche Beratung
- Erwerb/Umnutzung von Bestandsgebäuden
- Referenzen und Empfehlungen



Vinchowstraße 33
14482 Potsdam

Tel.: 0331/742516
Fax: 0331/7480932
kommunalprojekt@t-online.de
www.kommunalprojekt-ppp.de

Kommunalprojekt
private-public-partnerships

besserer sozial-emotionaler Kompetenzen den Übergang in die Schule leichter bewältigen, so Herbert Scheithauer: „Wir wollen überprüfen, ob Papilio-Kinder weniger Verhaltensauffälligkeiten aufweisen und sich so besser in die Klassengemeinschaft integrieren oder aufgrund ihrer sozialen Fertigkeiten und verbesserten Aufmerksamkeit bessere Schulleistungen erzielen.“ Die Ergebnisse dieser Nachfolgestudie sowie weitergehende Auswertungen der ALEPP-Daten will Entwicklungspsychologin Scheithauer noch in diesem Jahr veröffentlichen.

Jenseits der fortlaufenden wissenschaftlichen Evaluierung im Raum Augsburg wird Papilio inzwischen bundesweit in Kindergärten eingeführt, unterstützt von der betapharm Stiftung sowie der Robert-Bosch-Stiftung. Knapp 1.800 Erzieherinnen und Erzieher konnten bislang von etwa 100 Trainern bei der Umsetzung des Präventionsprogramms begleitet werden.

In ihrer Geschichte schenkt Paula den Kistenkobolden zum Abschied das „Mir geht's heut so“-Lied. Nun wissen Heulibold, Zornibold, Bibberbold und Freudibold, warum sie sich traurig, wütend, ängstlich oder glücklich fühlen. Und die Papilio-Kinder haben gelernt: In jedem Menschen stecken unterschiedliche Gefühle – so wie die Kobolde in der Kiste.



Verlorene Emotionen

Mit einem tiefen Blick ins Gehirn wollen Wissenschaftler ein bisher kaum erforschtes Phänomen besser verstehen.

VON SVEN LEBORT

Die einen empfinden sie als wortkarg und langweilig, die anderen als distanziert und gefühllos: Menschen mit Alexithymie können offenkundig nicht trauern, sich nicht ausgelassen freuen oder einmal so richtig wütend werden. Sie sind unfähig, Emotionen zu zeigen. Forscher der Freien Universität lässt diese scheinbare Gefühlsarmut nicht kalt. Sie wollen dem Phänomen, über das die Wissenschaft bisher kaum etwas weiß, auf den Grund gehen.

Bis zu jenem Abend vor mehr als 25 Jahren führte Heike Mankert* ein ganz normales Leben geführt: Die damals 27-Jährige verkaufte wie gewöhnlich Süßwaren auf Jahrmärkten. Es war Winter und ein kalter Abend, also räumte sie noch eben den Wagen auf und machte die Kasse. Es kann nur ein Moment fehlender Aufmerksamkeit gewesen sein, jedenfalls stand plötzlich ein Mann in ihrem Wagen. Der Angreifer vergewaltigte und verletzte Heike Mankert und raubte sie aus. Trotz lauter Hilfeschreie und obwohl genug weitere Buden des Jahrmarkts in Hörweite standen, kam ihr niemand zu Hilfe.

Zunächst schien es, als habe die junge Frau alles gut verkraftet. Sie rief die Polizei, berichtete von der Vergewaltigung, und ihr Mann installierte einen Panikknopf im Wagen, mit dem sie im Notfall Alarm schlagen konnte.

* Name geändert

Doch ein halbes Jahr später begann Heike Mankert sich zu verändern: Morgens fiel ihr das Aufstehen schwer, sie ging kaum noch aus dem Haus und selbst die Bewältigung kleiner Aufgaben erschien ihr wie eine große Hürde. Depression, diagnostizierten die Ärzte und wiesen Heike Mankert in ein psychiatrisches Krankenhaus ein. Dort konnte ihr zunächst geholfen werden: Sie ging wieder zur Arbeit und bewältigte den Alltag. Nur ihr Mann klagte, seine Frau sei nicht mehr die alte: Die Ehe wurde schwierig, sie kommunizierte kaum noch mit ihrem Mann, und fragte sie jemand nach ihrem Befinden, so war ihre Antwort eher eine Gegenfrage: „Gut – mein‘ ich jedenfalls?“, lautete ihre stereotype Antwort.

In der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Campus Benjamin Franklin der Charité wurde Heike Mankert untersucht, schließlich testeten sie die Ärzte mit einem Fragebogen auf Alexithymie – mit überraschendem Ergebnis: Die junge Frau erreichte Extremwerte. „Heute wissen wir: Die Patientin ist ein klassischer Fall“, sagt Isabella Heuser, Psychiatrie-Professorin und Direktorin der Klinik.

Wenig spürbare Emotionen, ein „flacher Affekt“, wie klinische Psychologen sagen, erkennbare Probleme, Emotionen zu benennen, eine phantasiearme innere Welt, langweiliger Erzählstil – das alles sind typische Zeichen für das Phänomen Alexithymie, das keineswegs selten ist: Zwi-

Kleinste Aufgaben werden zur großen Hürde

Typische Anzeichen für Alexithymie

Die Qualität einer Beziehung lässt oft nach, wenn einer der Partner an Alexithymie leidet.



Photocase, goerz



Haben Menschen, die an Alexithymie leiden, keine Gefühle, oder können sie ihre Gefühle nur nicht benennen?

schen zehn und 14 Prozent aller Menschen haben aktuellen wissenschaftlichen Studien zufolge Probleme, ihre Emotionen zu benennen. 1973 gaben die amerikanischen Psychiater John C. Nemiah und Peter E. Sifneos dem Phänomen seinen Namen: Alexithymie, wörtlich: die Unfähigkeit, Gefühle zu lesen.

Eine eigenständige Krankheit ist Alexithymie nicht. Sie ist nicht einmal ein typisches Symptom einer Krankheit: Die maßgeblichen Diagnosesysteme für psychische Erkrankungen – das ICD-10 der Weltgesundheitsorganisation und das DSM-IV der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung – erwähnen die Alexithymie mit keinem Wort. So hat sie bislang nur den Status eines Phänomens in der Psychiatrie – und zwar eines Phänomens, von dem man sehr wenig weiß.

Geht es nach Isabella Heuser, soll sich das in den nächsten Jahren grundlegend ändern. Im Rahmen des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“ an der Freien Universität will Heuser mit einem interdisziplinären Team der Unbenennbarkeit der Emotionen auf die Spur kommen – mit Fragebögen, Medikamenten, modernen bildgebenden Verfahren und psychologischen Tests.

Die erste und wichtigste Frage – zugleich wahrscheinlich auch die schwierigste – lautet dabei: Haben diese

Die wichtigste und schwierigste Frage

Menschen weniger oder kaum Gefühle, oder können sie diese nur nicht benennen? Dafür, dass ein gewisser Grad innerer Erregung, ein „Arousal“, auch alexithyme Menschen befällt, spricht einiges, allem voran der Umstand, dass Betroffene überdurchschnittlich häufig über körperliche Beschwerden klagen, für die Ärzte keine organische Ursache finden.

Solche organisch unerklärlichen Störungen sind neben Depressionen die einzigen Symptome, wegen derer Menschen mit Alexithymie überhaupt Psychiater aufsu-

chen. Das Phänomen an sich erzeugt erst einmal kaum Leidensdruck – nicht bei den Betroffenen und auch nicht bei deren nächsten Angehörigen: Die kennen den Alexithymen meist gar nicht anders und schätzen eher seine unaufgeregte, kühl-distanzierte Art; allerdings sind häufige, frustrierende Arztbesuche wegen diffuser körperlicher Beschwerden eine zunehmende Belastung für den Alexithymen und seine Umgebung. Betroffen ist auch die Gesellschaft wegen der mit der Krankheit verbundenen hohen Arztkosten. Eine Ausnahme bilden Menschen, die erst nach einer traumatischen Belastung alexithyme Symptome zeigen – wie Heike Markert. Sie erleben sich als verändert, und auch Familie und Freunde bemerken den Verlust an Emotionalität.

Die Aufgaben, die sich die Wissenschaftler des Exzellenzclusters für die nächsten fünf Jahre gestellt haben, sind sehr ambitioniert. Isabella Heuser und ihr Team wollen zunächst ermitteln, ob außer der Unfähigkeit, Gefühle zu benennen und der auffallenden Phantasiearmut noch weitere sprachliche Auffälligkeiten vorliegen. Bedienen sich alexithyme Menschen beispielsweise einer anderen Wortwahl oder eines besonderen Satzbaus? Haben sie Auffälligkeiten in ihrer Mimik, Gestik und in der Sprachmelodie? Eine Verarmung dieser Ausdrucksmöglichkeiten könnte die Diagnose erleichtern und Rückschlüsse auf die neuronalen Mechanismen geben, die für Alexithymie verantwortlich sind.

Auffälligkeiten in Mimik und Gestik

An Ideen mangelt es Heuser nicht: Nachdem sie aus der Normalbevölkerung 30 hochalexithyme Probanden rekrutiert hat, nach Tests auf deren emotionale Benennungsfähigkeiten, auf ihre Gestik und Mimik, soll ein genauer Blick in das Gehirn für mögliche Aufschlüsse sorgen. Nicht zuletzt dafür bekam der Exzellenzcluster im Rahmen der Förderung einen hochmodernen Forschungskernspintomographen, mit dem die Wissenschaftler der Freien Universität nun auch technisch sehr gut ausgestattet sind.

Ein solches, ausschließlich der Forschung dienendes Großgerät gibt es – außerhalb medizinischer Fakultäten – nur an einer weiteren deutschen Universität, der Universität Greifswald. Mit dessen Hilfe könnten die Forscher quasi live zusehen, was im Gehirn eines alexithymen Menschen passiert, wenn er Emotionen benennen soll. Im Vergleich zu einem nicht alexithymen Studienteilnehmer ließe sich dann möglicherweise zeigen, worin sich die Informationsverarbeitung unterscheidet.

Livebilder aus dem Gehirn

Die Ursache von Alexithymie werden die Forscher auf diese Weise wohl nicht finden: Selbst wenn mithilfe des Tomographen eindeutige Unterschiede in beiden Hirnen deutlich würden, wäre noch lange nicht klar,

ob sie der Grund oder die Folge der Störung sind. „Ursachenforschung in den Neurowissenschaften“, zu denen die Psychologie, die Psychiatrie und die Neurologie gehören, „ist extrem schwierig“, räumt Isabella Heuser ein. Dazu müsste ein Mensch von klein auf beobachtet und wiederholt untersucht werden, was außerordentlich teuer und zeitaufwendig wäre.

Doch auch das Wissen um das „neuronale Korrelat“ der Störung – den stofflichen oder strukturellen Niederschlag im Gehirn – wäre schon ein enormer Fortschritt: Möglicherweise fände sich auf diesem Wege eine Methode, das Problem medikamentös zu mildern oder Therapieerfolge objektivierbar zu machen. Es würde auch die Diagnose erleichtern, die bislang vor allem auf einem Test mit 20 Fragen beruht, der sogenannten Toronto-Alexithymie-Skala. „Das ist viel zu wenig“, sagt Isabella Heuser.

Die Psychopharmakologie ist daher ein weiteres Instrument, mit dem die Forscher dem Phänomen auf die Spur kommen möchten. Auf die üblichen Botenstoffe im Gehirn, die Neurotransmitter Noradrenalin, Serotonin, Acetylcholin, Dopamin, Gaba und Glutamat, setzt Isabella Heuser wenig Hoffnung, weil deren Auswirkungen mittlerweile als gut erforscht gelten.

Doch was geschieht zum Beispiel nach Gabe von Psychostimulanzien, die emotional anregend wirken? Wie reagiert ein Alexithymer, wenn die Emotionen stärker werden? Kann er deutliche Gefühle besser benennen? Oder empfindet er die erhöhte innere Erregung als Ge-

fahr und regelt sich emotional noch weiter herunter? „Das sind bislang nur vage Ideen, aber es ist ein hochspannendes

Wie wirken Psychostimulanzien?

Thema“, sagt Heuser. Auch auf die Wirkung von Tetrahydrocannabinol, den Hauptwirkstoff von Cannabis, ist die Forscherin gespannt: Die meisten Menschen berichten nach der Einnahme dieses Wirkstoffs von einer angeregten Phantasie, einer reicheren Vorstellungswelt, bildhafter Sprache. Möglicherweise gilt das auch für Alexithyme.

Die eigentliche Ursache, sagt Heuser, kenne sie auch bei Michael Tresser* nicht. Im Gegensatz zu Heike Mankert, die erst nach einem Trauma deutliche alexithyme Symptome zeigte, scheint Tresser schon von Kindheit an mit Emotionen wenig anfangen zu können. Doch erst mit 55 Jahren, nach einem langen Irr- und Leidensweg durch verschiedene Praxen und Krankenhäuser wegen unerklärlicher Bauchschmerzen und Übelkeit, kam einer seiner Ärzte auf die Idee, ihn psychiatrisch untersuchen zu lassen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Tresser sämtliche Untersuchungen über sich ergehen lassen, die der Magen- und Darmheilkunde zur Verfügung stehen – ohne Befund.

Doch schon das Erstgespräch in der Klinik von Isabella Heuser ließ für die Psychiater nur noch wenige Fragen offen: Michael Tresser zeigte nicht nur für Alexithymie typische Symptome, sondern auch das klassische Redeverhalten: Kurze Antworten, Sätze ohne Adjektive – und Ermüdung auf Seiten der Ärzte, die das Gefühl hatten, ihm alles aus der Nase ziehen zu müssen. Der Fragebogen-test kam zum Einsatz, und richtig: Tresser war hochalexithym.

Nach dem Erstgespräch war alles klar

Im Alltag gelang es ihm, das gut zu verbergen: Seine Frau kannte ihn nicht anders, und dank seiner Tätigkeit als Computerexperte musste Tresser wenig soziale Kontakte eingehen – so blieb die Alexithymie 55 Jahre lang unentdeckt. Erst als ihm die Klinikpsychologen den Zusammenhang zwischen Ärger und Bauchschmerz deutlich machten, begann Tresser, ein Verständnis für seine Symptome zu entwickeln. Er konnte die Klinik rasch verlassen und macht jetzt eine ambulante Psychotherapie. Neurowissenschaftlerin Heuser will es nicht wagen, Hypothesen darüber aufzustellen, ob dieser eher tiefenpsychologische Heilerfolg Licht auf die Ursachen der Alexithymie wirft oder Tressers „grauenhaft überbeschützende“ Mutter einen Anteil an den Symptomen hat. Ihr und ihrem Team wird es darum gehen, vor allem Veränderungen im Gehirn zu suchen und bestimmte Areale zu stimulieren, um die Wirkungen zu beobachten.

Der Fokus in dem auf fünf Jahre angelegten Exzellenzcluster liegt zunächst nicht auf den klinischen Fragen nach Ursachen und Therapien, sondern – viel allgemeiner – auf dem Verständnis der Gefühle an sich. Die

Bei Berufszweigen wie der Computerbranche mit zum Teil geringen sozialen Kontakten kann die Alexithymie lange unerkant bleiben.



photocase, draganzo



Mit hochmodernen Kernspintomographen erhalten Wissenschaftler der Freien Universität Einblicke in das Gehirn.

Prof. Dr. Isabella Heuser



Isabella Heuser studierte Psychologie und Humanmedizin an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Diplom 1979. Drittes Staatsexamen 1982 und Promotion 1986 (Psychiatrie). Fogarty-Stipendiatin am Neurologischen Institut des National Institute of Health, USA (1986 bis 1988). Oberärztin an der Psychiatrischen Universitätsklinik Freiburg (1988 bis 1989), am Max-Planck-Institut für Psychiatrie

(1990 bis 1996) und Leitende Oberärztin am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit (Mannheim, 1996 bis 2001). Habilitation an der Ludwig-Maximilians-Universität München (1994). C3-Professur für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Heidelberg (1997 bis 2001). Seit 2001 Geschäftsführende Direktorin der Klinik und Hochschulambulanz für Psychiatrie und Psychotherapie der Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Benjamin Franklin mit den Forschungsschwerpunkten stressbezogene Erkrankungen wie Depression, Angst, post-traumatische Störungen sowie Demenz. Heuser ist zudem Mitglied des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“.

Kontakt:

Charité – Universitätsmedizin Berlin
Campus Benjamin Franklin
Klinik und Hochschulambulanz für Psychiatrie und Psychotherapie
Eschenallee 3
14050 Berlin
Tel: 030 – 8445 8701
E-Mail: isabella.heuser@charite.de

Forschung an Menschen, die scheinbar keine Gefühle haben, ist dabei nur ein Aspekt der Kernfrage des Clusters, nämlich der Frage nach den „Zusammenhängen von emotionaler und sprachlicher Kompetenz (einschließlich ihrer Störungen)“, dem das interdisziplinäre Team aus Psychologen, Psychiatern, Neurologen Philosophen, Linguisten, Pharmakologen und Literaturwissenschaftlern auf der Spur ist.

Gefühle verstehen können

An Arbeitshypothesen aus neurologisch-psychiatrischer Sicht mangelt es nicht: Die bislang spärliche Literatur zum Thema favorisiert die These, die Informationsleitung zwischen den beiden Hemisphären des Gehirns sei nachhaltig gestört, auch die Amygdala, der „Mandelkern“ im limbischen System, der vor allem bei der emotionalen Bewertung von Situationen und für Angstreaktionen eine wichtige Rolle spielt, kommt als wichtiger Faktor in Betracht. Doch noch ist alles sehr vage, es zeigt sich „keine siegende Theorie“, wie Isabella Heuser sagt. Mit ihrem Team will sie daher unter anderem versuchen, mithilfe der sogenannten transkraniellen Magnetstimulation einzelne Hirnareale vorübergehend lahmzulegen, um Emotionen zu modellieren und so das Symptom besser zu verstehen. Auch wenn Heuser überzeugt ist, sie werde die absolute Wahrheit nicht entdecken, so ist sie entschlossen, ein tragfähiges Modell der Alexithymie zu entwickeln und keinen „fünften neuen Denkansatz, der weiterhin vage bleibt“. Um ausgetretenen Pfaden zu folgen, sei der Cluster schließlich nicht gegründet worden.

Sollten die Forscher dieses ehrgeizige Ziel erreichen, plant die Psychiatrische Klinik des Campus Benjamin Franklin der Charité nach dem Abschluss der Cluster-Arbeiten ein Anschlussprojekt, in dem gezielt Behandlungsempfehlungen und ein verhaltenstherapeutischer Therapieplan erstellt werden können. Denn auch wenn alexithyme Menschen nicht an ihrem Phänomen leiden, sind ihre Einschränkungen nicht nur durch

Das Anschlussprojekt ist geplant

die „ungeklärten“ körperlichen Beschwerden erheblich: Emotionen bilden schließlich den sozialen Kitt, der menschliche Beziehungen zusammenhält. Alexithyme, die oft nicht einmal emotional genug erzählen können, um einen durchschnittlichen Zuhörer bei der Stange zu halten, klagen daher oft genug über das Gefühl, neben der restlichen Menschheit einherzuleben – die Möglichkeit, sich durch gemeinsamen Spaß, durch kollektive Trauer oder durchgestandene Ängste ihren Mitmenschen verbunden zu fühlen, ist ihnen nicht gegeben. Doch selbst wenn viele solche Emotionen nicht vermissen – sie in sich zu entdecken, kann eine enorme Bereicherung sein.

Tierische Emotionen

Von glücklichen Kühen, falsch verstandener Tierliebe
und fürsorglichen Hyänen



VON ANDREA PUPPE

Ein Schimpanse läuft verstört in der Gegend herum. Seine Gefährtin ist vor drei Tagen verendet. Trauert das Tier? Ein Hund empfängt seinen Zweibeiner schwanzwedelnd und munter kläffend. Ist der Vierbeiner glücklich darüber, nicht länger allein zu sein? Sieht das Rind in seinem Stall frustriert aus, ganz anders als auf der Weide? Inwieweit kann man Verhalten und Mimik von Tieren als Anzeichen für Gefühle interpretieren? Sind diese wissenschaftlich beweisbar? Oder neigen Menschen nicht doch dazu, Tiere – und vor allem Haustiere – zu vermenschlichen, in dem sie ihnen die eigenen Gefühle zuschreiben? Veterinärmediziner der Freien Universität Berlin haben sich mit dem komplexen Thema auseinandergesetzt.

„Eine Emotion ist ein psycho-physiologischer Prozess“, sagt Barbara Schöning, „wir haben also eine psychische Komponente, die für niemanden zugänglich ist – außer für denjenigen, der diese Emotion hat.“ Schöning, die an der Freien Universität Berlin studierte und promovierte, praktiziert derzeit als Fachtierärztin für Verhaltenskunde und Tierschutz in Hamburg. „Wir haben entsprechende Reaktionen in bestimmten Bereichen des Gehirns, die deutlich machen, dass dort Emotionen ausgelöst werden.“ Als Visiting Fellow am Department of Clinical Veterinary der Science University of Bristol ist Schöning auch in die aktuelle Forschung involviert. Eine Emotion entstehe als Folge von Sinneswahrnehmungen, wenn äußere Signale verarbeitet und im Gehirn interpretiert werden. Danach könne man zum Bei-

spiel häufig eine physiologische Reaktion feststellen, etwa das Starten der Stressreaktion im Organismus. „Dass Tiere Emotionen haben, ist mittlerweile anerkanntes Wissen“, sagt Schöning.

Der Grund: Sowohl bei Tieren als auch bei Menschen sind es Teile des limbischen Systems, einer Funktionseinheit des Gehirns, die mit der Entstehung und Verarbeitung von Emotionen in Verbindung gebracht wird. Im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung bekam das Gehirn immer weitere Schichten, die morphologisch-anatomisch gegeneinander abgegrenzt sind: Bei niederen Tieren findet man lediglich ein zu einer Art „Gehirn“ geformtes verlängertes Rückenmark.

Bei den niedrigsten Wirbeltieren hat dieses sich zum Stammhirn entwickelt. Diese Strukturen besitzen auch höhere Tiere. Schon in diesen stammesgeschichtlich sehr alten Hirnregionen findet man neben Teilen, die für die grundsätzlich lebenserhaltenden Funktionen zuständig sind, auch simple Verbindungen, um Gefährliches zu meiden oder Wichtiges zu erkennen, zum Beispiel Futter. Die Schichten, die auf diesen Stammhirn-Bereichen aufsetzen, können das Verhalten sehr fein steuern. Dort wird eine Vielzahl von Hormonen produziert und Sinneseindrücke an andere Hirnregionen weitergeleitet, in denen sie verarbeitet werden. Im Gehirn sitzen rund um Thalamus, Hypothalamus und Hypophyse besonders viele Neuronen, die sich zu Kernbereichen zusammengeballt haben. Wegen der bandförmigen Struktur wurde dieser Bereich als limbischer Lappen und limbisches System bezeichnet. „Dar-

Entstehung und Verarbeitung von Emotionen

Bei niederen Tieren wie der Smaragdeidechse findet man lediglich ein zu einer Art „Gehirn“ geformtes verlängertes Rückenmark.



aufgesetzt befindet sich der Neocortex, ein Teil der Großhirnrinde, von dem man früher annahm, er würde unser Menschsein ausmachen“, sagt Schöning, „letztendlich ist er lediglich so etwas wie eine riesige Festplatte.“ Insbesondere in der Amygdala (im Mandelkern) des limbischen Systems werden emotionale Zustände kreiert. „Beim Menschen konnte man zum Beispiel zeigen, dass dieser Hirnbereich besonders aktiv war, wenn man Versuchspersonen Bilder zeigte, die starke Emotionen auslösen.“ Die Probanden konnte man im Anschluss an solche Versuchsreihen zu ihren Empfindungen befragen. Bei Tieren ist eine solche verbale Bestätigung nicht möglich. Um dem abzuwehren, begann man in den 1960er Jahren, an Tieren Versuche mit Hirnreizungen zu unternehmen.

Dafür wurden feine Elektroden im limbischen System der Versuchstiere implantiert. Nach einer Reizung zum Beispiel der Amygdala konnte man die Reaktion der Tiere beobachten, über Analogie zum Menschen Schlüsse ziehen und so die Existenz bestimmter Emotionen nachweisen. Heute arbeiten die Forscher auch mit der Positronen-Emissions-Tomografie (PET), um nichtinvasiv physiologische Vorgänge im Gehirn sichtbar zu machen.

Elektroden im limbischen System

Mittlerweile geht man davon aus, dass Tiere zwischen Emotionen wie „Angst“ und entsprechenden Gegenspieler wie „Freude“ oder „Wohlgefühl“ unterscheiden können. Bei Gefühlsäußerungen wie Liebe oder Trauer scheiden sich die Geister: Einige Forscher vertreten die Meinung, dies seien zutiefst menschliche Empfindungen, die keine Entsprechung im Tierreich hätten. Andere vermuten, dass diese Emotionen auch bei Tieren vorkämen, jedoch nicht eindeutig zu beweisen seien. „In der jüngeren Vergangenheit befassen sich Forscher mit der Bewusstwerdung von Gefühlen. Sie versuchen herauszufinden, inwieweit Wut oder Trauer auch bei Tieren vorkommt“, sagt Schöning. Eine Möglichkeit, dies

herauszufinden, seien Versuche, bei denen Tiere zwischen zwei unterschiedlich komfortablen Lebensräumen wählen können. Dadurch könne man prüfen, ob sich so etwas wie Optimismus oder Pessimismus auch bei Tieren findet.

Auch die Frage, von welcher Entwicklungsstufe an Tiere fühlen können, wird kontrovers diskutiert. Früher waren viele Forscher der Ansicht, dass alle Tiere mit Strukturen eines limbischen Systems Emotionen haben – also auch Reptilien. Allerdings zeigen auch Tiere ohne diese Strukturen ein Lernverhalten und verfügen über entsprechende morphologische Substrate wie Neurotransmitter, sodass man von einem internen Belohnungssystem sprechen kann. Sie weichen etwa schädigenden Signalen aus und suchen aus ihrer Sicht positive Situationen auf. „Letztendlich denke ich, dass alle Wirbeltiere auf verschiedene Arten und Weisen zu Emotionen und zu reflektiertem Schmerzempfinden fähig sind“, fasst Schöning zusammen. Um die Beobachtungen von Verhaltensweisen bei Tieren besser beurteilen zu können, ist es wichtig, möglichst viele Einzelbeobachtungen zu sammeln und das System zu standardisieren, in dem die einzelnen Beobachtungen stattfinden. Über statistische Auswertungen dieser Standards kann man dann Aussagen treffen, die mit großer Wahrscheinlichkeit zutreffen. „Im Moment ist es zum Beispiel wieder sehr interessant, das Verhalten von Hunden zu erforschen“, sagt Schöning.

Und sie erinnert an den auch durch die Fernsehserie „Wetten dass“ bekannt gewordenen Border Collie Rico, der 200 Begriffe auseinanderhalten und neue Begriffe nach dem Ausschlussprinzip lernen konnte. Die Untersuchungsergebnisse hatten Forscher des Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie in Leipzig als Nachweis für kognitive Vorgänge im Hundehirn gewertet. Kritiker beurteilten Ricos Fähigkeiten eher als assoziatives Lernen – inwieweit man tatsächlich von bewussten Fähigkeiten sprechen kann, müssten weitere

Der Border Collie aus „Wetten, dass“

Versuche dieser Art zeigen, bei denen die Hunde unter jeweils vergleichbaren Bedingungen aufwachsen und trainiert werden. „Da würde ich mir zum Beispiel wünschen, dass es helmartige, transportable Positronen-Emissions-Tomografen gäbe. Nachdem die Hunde an diese Geräte langsam gewöhnt wären, könnte man schauen, welche Gehirnregionen etwa beim Lernen aktiv sind“, sagt die Verhaltensforscherin. Wichtig ist ihr, sich deutlich gegen „falsche Tierliebe“ abzugrenzen. „Es gibt Menschen, die behandeln ihr Tier wie einen Menschen. Das kann im Einzelfall dazu führen, dass Tiere nicht mehr artgerecht gehalten werden.“ Wenn der Mensch davon ausgeht, dass sein Hund Liebe, Wut oder

Empfinden Tiere Wut tatsächlich als Gefühl – oder ist es Instinkt?



istockphoto, skiljood



Eifersucht empfindet wie ein Mensch, kann er ihm auch Schaden zufügen. Indem er das Rudeltier Hund zum Beispiel von Artgenossen fernhält, weil er der Ansicht ist, dass sein Hund ihn nicht genügend „liebt“. Tiere haben Emotionen und Bedürfnisse – wer sein Haustier verstehen will, so Barbara Schöning, sollte sich mit dessen Lebensgewohnheiten auseinandersetzen und dem Tier auch zugestehen, sich zurückzuziehen oder knurrend seinen Knochen zu verteidigen.

Auch Gerd Schlenker, Professor und Geschäftsführender Direktor am Institut für Tier- und Umwelthygiene des Fachbereichs Veterinärmedizin der Freien Universität Berlin, ist überzeugt, dass Tiere Emotionen haben. „Diese Frage wird schon im Tierschutzgesetz berücksichtigt, in dem Begriffe wie Leiden, Wohlbefinden und Schmerzen vorkommen“, argumentiert er. So sind Angst und Schmerz überlebenswichtige Gefühle, die dafür sorgen, sich vom Auslöser zurückzuziehen, dagegen lösen positive Gefühle Annäherung aus. Tiere zeigen durch ihr Verhalten, wenn sie sich nicht wohl fühlen. Schweine etwa leiden als soziale Tiere, wenn sie sich nicht in einer Gruppe bewegen können. Werden sie allein in engen Ställen gehalten, versuchen sie zunächst auszubrechen. Gelingt das nicht, nehmen die Tiere eine Haltung ein, die als „Trauern“ bezeichnet wird: Sie sitzen apathisch in ihrer Box, mit hängendem Kopf und halb geschlossenen Augen – sie geben irgendwann auf und zeigen eine Form von Hilflosigkeit, die man in der Humanmedizin als Depression bezeichnen würde. Auch einzeln gehaltene Pferde zeigen oft stereotype Bewegungsmuster einer Verhaltensstörung, bei der Endorphine im Gehirn ausgeschüttet werden, die dazu führen, dass sie die Situation nicht mehr als unangenehm empfinden. „Tiere, die in einer Art Partnerschaft leben, leiden tagelang darunter, wenn der Partner stirbt“, sagt Schlenker.

Angst als Überlebenshelfer

Wegen der Übereinstimmung des Nervensystems geht der Veterinärmediziner davon aus, dass alle Wirbeltiere eine dem Menschen ähnliche Gefühlswelt haben, die sich auch in Verhaltensreaktionen äußert. So sollen Hunde und Katzen die Stimmungslage des Menschen empfinden können und die Fähigkeit zur Empathie besitzen. „Vielleicht sind bestimmte Emotionen bei Tieren sogar ausgeprägter als beim Menschen“, gibt Professor Schlenker zu bedenken. Während der Stammesgeschichte seien Gefühle vermutlich von größerer Bedeutung gewesen als höhere Nervenleistungen. Sie versetzten Tiere in die Lage, einen auslösenden Reiz schneller danach zu beurteilen, ob er lebensbedrohend oder angenehm ist. Gefühle entstehen im stammesgeschichtlich ältesten Teil des Gehirns. Experimente, in denen sich Tiere mit positiven Gefühlen belohnen, in-

dem sie bestimmte Hirnareale über Elektroden selbst reizen, sind bekannt. Am Institut für Tier- und Umwelthygiene beschäftigt sich Schlenker auch mit Problemen der Nutztierhaltung: „In der modernen Massentierhaltung muss die Gefühlswelt der Tiere in die Schaffung einer tiergerechten Haltung einbezogen werden.“ Wohlbefinden könne man beispielsweise bei Kühen beobachten, die nach Tagen im Stall auf die Weide geführt werden: Sie vollführen regelrechte Freudensprünge. „Auf einem Schlachthof kann man dagegen beobachten, wie Tiere fürchterliche Ängste ausstehen“, sagt Schlenker. In der Nutztierhaltung müsse zwar vermieden werden, dass Tiere chronisch leiden und chronische Schmerzen ertragen, ein dauerhaftes Wohlbefinden der Nutztiere hält Schlenker dagegen für unrealistisch – der wirtschaftliche Aspekt könne nicht ignoriert werden, es sei denn, der Fleischkonsum werde halbiert.

Gefühle in der Massentierhaltung

Physiologische Vorgänge bei Haus- und Nutztieren sind mittlerweile mehr oder weniger invasiv analysiert. Einen anderen, eher evolutionsbiologischen Ansatz verfolgen Forscher, die sich mit dem Verhalten von Wildtieren beschäftigen. Wie Heribert Hofer, Direktor des Leibniz-Instituts für Zoo- und Wildtierforschung und Professor für Interdisziplinäre Zoo- und Wildtierkunde der Freien Universität: „Wenn ich mir die Frage stelle, welche zuverlässigen Indikatoren ich nutzen kann, um Hinweise auf Emotionen zu bekommen, dann weiß ich, dass das schon beim Menschen schwierig ist.“ Es sei anzunehmen, dass Tiere Emotionen haben – schließlich hätten sich die Menschen aus ihnen entwickelt. „Wir können zwar Aktivität im limbischen System nachweisen, ob das aber bedeutet, dass tatsächliche Freude empfunden wird, ist damit noch nicht bewiesen“, sagt Hofer. Die Tatsache, dass es bei solchen Versuchen eine gewis-

Falsch verstandene Tierliebe führt zu einer nicht mehr artgerechten Haltung.



iStockphoto, biffspandex

iStockphoto, wingmar



Nach mehreren Tagen im Stall fühlen sich Kühe auf der Weide wieder sichtlich wohl.

Prof. Dr. Heribert Hofer

privat



Heribert Hofer, geboren 1960 in Frankfurt am Main, studierte von 1978 bis 1981 Biologie und Philosophie an der Universität des Saarlandes. 1986 vollendete er seine Promotion in Zoologie am Department of Zoology der Oxford University (Verhaltensökologie bei Füchsen und Dachsen). Danach war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie, Seewiesen. 1997

folgte die Habilitation im Fach Zoologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München (Anpassungen im Sozialverhalten der Tüpfelhyäne). Seit 2000 ist er Professor für Interdisziplinäre Zoo- und Wildtierkunde am Fachbereich Veterinärmedizin der Freien Universität Berlin, und er ist Leiter des Leibniz-Instituts für Zoo- und Wildtierforschung in Berlin-Friedrichsfelde. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Verhaltensforschung an Säugetieren, besonders solcher mit komplexen Sozialsystemen; Stress und Naturschutz, evolutionäre Infektionsforschung und Epidemiologie.

Kontakt:

Leibniz-Institut für Zoo & Wildtierforschung (IZW)
Alfred-Kowalke-Straße 17
10315 Berlin
Tel.: 030-5168101
E-Mail: direktor@izw-berlin.de

se Kontinuität zwischen den verschiedenen Arten gebe, könne aber zumindest einen Hinweis liefern. Emotionen bei Tieren könnten auch ein genetisch verankertes Merkmal sein, das während der Evolution einen Überlebensvorteil bot, etwa wenn das Erinnerungsvermögen mit Emotionen verbunden ist. „Dinge, die uns fürchten lassen, sind Dinge, an die wir uns gut erinnern können“, erklärt Hofer, „ein Tier, das gelernt hat, bestimmte bedrohliche Zustände mit Angst zu assoziieren und rechtzeitig flüchtet, hat einen Selektionsvorteil gegenüber anderen.“ Ein Indiz, dass bei Wildtieren mit physiologischen auch psychische Veränderungen einhergehen, zeigen Versuche an Nagetieren mit dem Hormon Prolaktin, ein Hormon, das bei Säugetieren im Verlauf der Stillzeit zur Milchproduktion führt. „Man hat festgestellt, dass die Abgabe von Prolaktin die Fürsorglichkeit männlicher Tiere bei der Aufzucht von Nachkommen extrem erhöht.“

Ein Hormon macht Männchen fürsorglich

Interessant ist auch, wie Tiere auf Überraschungen reagieren. Sie haben, so Hofer, durch regelmäßige Wiederkehr bestimmte Erwartungen an ihre Umwelt. „Wenn die Tierpfleger im Zoo jeden Tag um 11 Uhr füttern, warten die Tiere zu dieser Zeit.“ Was passiert aber, wenn diese Regelmäßigkeit unterbrochen wird, das Futter also nicht pünktlich angeboten wird? „Dann sind die Tiere enttäuscht“, sagt der Wissenschaftler. Eine der wichtigsten Emotionen – auch Antriebsfeder bei menschlichem Verhalten – sind Enttäuschungen. Weil diese vermieden werden sollen, sind sie ein Element der Organisation von Verhaltensweisen. Daran, sagt Hofer, knüpft auch die These an, dass Hierarchie ein wichtiges Element sozialer Gesellschaften sei: Durch Dominanz wird in sozialen Beziehungen, in denen Aggressionen eine Rolle spielen, Kämpfe und somit herbe

Füttert man Tiere jeden Tag zur gleichen Zeit, gewöhnen sie sich an diese Regelmäßigkeit.



iStockphoto, mdmilmilan



Enttäuschungen bei verlorenen Kämpfen weitgehend vermieden.

Für den Unterlegenen seien die Schwierigkeiten überschaubar, wenn er in einem ritualisierten Akt offensiv anzeigt, dass er seinen Status des Unterlegenen dem anderen gegenüber anerkennt. So kann die Situation kontrolliert und die Enttäuschung vermieden werden. Es gibt in diesem Zusammenhang bei verschiedenen Wirbeltieren Trainingseffekte, die bis heute nicht erklärt, aber eindeutig messbar sind.

„Man spricht von Loser- und Winner-Effekten, die mittelbar mit Emotionen verbunden sind“, erläutert Hofer. Man könne einem Tier mit einer Folge von fünf

Losер- und Winnereffekte

leichteren Gewinnen ein bestimmtes Selbstbewusstsein geben. Dieses Tier wird eine neue Herausforderung besser meistern als ein anderes, das man zuvor durch zu schwere Aufgaben demotiviert hat. Seit rund 20 Jahren beschäftigt sich Hofer auch mit Tüpfelhyänen in der Serengeti. „Bei den Tüpfelhyänen, die in größeren Gruppen von 25 Weibchen zusammenleben, gibt es normalerweise eine stabile Dominanzhierarchie“, berichtet er.

Es kommt allerdings zu Auseinandersetzungen, wenn rangniedrigere Linien die höheren aktiv aushebeln wollen. Dann kann bei den Tieren eine extreme Anspannung beobachtet werden. Bei den Hyänen ist der Fort-

pflanzungserfolg klar an die Dominanzstufe gebunden. Hochrangige Weibchen haben ein Vorrecht beim Fressen, Jungtiere dieser Mütter wachsen schneller und haben damit auch eine bessere Überlebenschance. „Wir wissen durch unsere Messungen im Freiland, dass die beteiligten Weibchen in dieser Phase unter einem unglaublichen Stress stehen“, sagt Hofer. Messbar ist dieser Stress über die Konzentration der Kortisolmetaboliten in den Exkrementen der Tiere. Die Erregung der Tiere kann man auch ihrem Mienenspiel ansehen, das dem der Hunde ähnelt. Faszinierend ist auch die Fürsorge von Hyänenmüttern für ihre ein bis zwei Jungen. Sie werden 18 Monate lang gesäugt, wobei eine Mahlzeit oft eine halbe Stunde dauert. Selbst wenn die Mutter 40 Kilometer weit gelaufen ist und offene Wunden am schweren Gesäuge hat, lässt sie sich vom „weaning tantrum“, dem Geräuschkonzert, das ihre Jungen während der Entwöhnung veranstalten, immer wieder weichklopfen und säugt den Nachwuchs trotz Schmerzen. Die Frage, ob Tiere Emotionen haben, bejaht auch Hofer. „Aber nachzuweisen, dass sie wirklich in einer solch komplexen Form vorkommen, wie sie beim Menschen existieren – das konnte man bislang nicht zeigen.“ Einfache Vorstufen von Emotionen, wie wir sie bei Menschen kennen, haben sie aber mit Sicherheit.

Die Fürsorge von Hyänenmüttern für ihren Nachwuchs ist beeindruckend: Bis zu zwei Jungtiere werden 18 Monate lang gesäugt, eine Mahlzeit dauert oft eine halbe Stunde.



iStockphoto: bucky_za



Wir freuen uns auf Sie

Ernst Reuter (1889–1953) hatte als Oberbürgermeister von Berlin (ab 1950 Regierender Bürgermeister) entscheidenden Anteil an der Gründung der Freien Universität Berlin, die am 4. Dezember 1948 im Titania-Palast in Steglitz gefeiert wurde. Immer wieder regte er an, einen Förderverein ins Leben zu rufen. Sein Wunsch wurde nach seinem Tod als Vermächtnis verstanden und am 27. Januar 1954 in die Tat umgesetzt. In der ERG treffen sich seit über 50 Jahren Studierende, Absolventen, Freunde, Förderer und ehemalige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Sie sind herzlich eingeladen, sich über die Arbeit des Fördervereins zu informieren.

Im Rahmen Ihrer Mitgliedschaft in der ERG erhalten Sie

1. Einladungen zu Veranstaltungen der ERG und der FU
2. Zedat-Account mit E-Mail-Adresse
3. Ermäßigungen für Veranstaltungen (*Collegium Musicum* und *Lange Nacht der Wissenschaften*)
4. Ermäßigung für die GasthörerCard
5. Mitarbeiterarif beim Hochschulsport
6. Ermäßigung für Weiterbildungsangebote
7. Mitarbeiterarif in der Mensa
8. Magazin WIR für die Ehemaligen
9. auf Wunsch Zusendung der FU-Tagesspiegelbeilage und des Wissenschaftsmagazins *fundiert*
10. Ermäßigung für das Berliner Kabarett Theater *Die Wühlmäuse*

Stand: Februar 2008

Die ERG widmet sich verstärkt der Kontaktpflege zu den Ehemaligen der Freien Universität Berlin. Als Mitglied können Sie über Fachgrenzen und Studienzeit hinaus an Leben, Arbeit und Entwicklung der Freien Universität teilnehmen. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich absetzbar.

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 00 101 11
Mitgliedsbeiträge und Spenden

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 01 523 58
Stifterfonds Ernst-Reuter-Stipendienprogramm

Unsere Aktivitäten

- ▶ Verleihung der Ernst-Reuter-Preise
- ▶ Verleihung der Ernst-Reuter-Stipendien
- ▶ Unterstützung der Jubiläumsfeiern Silberne und Goldene Promotion
- ▶ Fundraising für den Stifterfonds des Ernst-Reuter-Stipendienprogramms
- ▶ Reuterianer-Forum
- ▶ Druckkostenzuschüsse zu Dissertationen
- ▶ Verwaltung von 2000 Mitgliedern
- ▶ Verwaltung von fachbereichsbezogenen Kapiteln
- ▶ Drittmittelverwaltung zweckgebundener Zuwendungen
- ▶ Gesellschafter der ERG Universitätsservice GmbH
- ▶ Herstellung von Kontakten zu Absolventen mit dem Ziel der Netzwerkbildung

ANTRAG AUF MITGLIEDSCHAFT

Ich möchte der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen der Freien Universität Berlin e. V. beitreten (bitte ankreuzen):

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Ernst-Reuter-Gesellschaft

Mitgliedschaft / normal
(Mindestbeitrag 50,00 €/Jahr)

Vorname _____ Name _____ E-Mail _____

Mitgliedschaft / ermäßigt
(Mindestbeitrag 10,00 €/Jahr für Studierende und Ehemalige einschließlich der ersten drei Jahre nach Exmatrikulation, bitte Nachweis beilegen)

Geburtsdatum _____ Akad. Grad/Titel/Funktion _____ Beruf/Position _____

Institution / Firma
(Mindestbeitrag 150,00 €/Jahr)

Straße _____ PLZ, Ort _____ Telefon/Fax _____

Fördermitgliedschaft
Ich bin bereit, statt des Mindestbeitrags von 50,00 € eine jährliche Spende von _____ zu zahlen.

Ich habe an der FU studiert von–bis _____

Ich war an der FU tätig von–bis _____

Ich möchte die FU-Tagesspiegelbeilage per Postversand ja nein
(www.fu-berlin.de/presse/publikationen/tsbeilage.html)

Ich möchte das Wissenschaftsmagazin *fundiert* per Postversand ja nein
(www.elfenbeinturm.net/fundiert)

Ich möchte dem Kapitel _____ zugeordnet werden (optional)

Ich bin einverstanden, dass die Angaben zu Vereinszwecken in einer rechnergestützten Adressdatei gespeichert werden. Alle Angaben sind freiwillig.

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die zu entrichtenden Zahlungen bei Fälligkeit zu Lasten des Kontos

GESCHÄFTSSTELLE:
Die Ernst-Reuter-Gesellschaft
der Freunde, Förderer und Ehemaligen
der Freien Universität Berlin e. V.
Kaiserswerther Str. 16 – 18 · 14195 Berlin
Telefon Büro des Vorstandes: 030 – 838 570 38
Irma Indorf irma.indorf@fu-berlin.de
Telefon Mitgliederverwaltung und Finanzen: 030 – 838 530 77
Sylvia Fingerle-Ndoye erg@fu-berlin.de
Fax 030 – 838 530 78
www.fu-berlin.de/alumni/erg

Kontoinhaber _____

Kontonummer _____ BLZ _____ Geldinstitut mit Ortsangabe _____

durch Lastschrift einzuziehen.

Datum _____

Unterschrift _____



*Private Kälte,
öffentliches Gefühl*

Der Film „Triumph des Willens“ und die kinematografische Bewegung

Leni Riefenstahl drehte 1934 den Film *Triumph des Willens*.

ROBIN CURTIS

Die Kunst während der nationalsozialistischen Diktatur sollte vor allem eines erzeugen: starke Emotionen. Gerade die Filmindustrie stellte Gefühle in den Mittelpunkt ihres Schaffens. Bis heute werden viele dieser Werke hierzulande nur unter Vorbehalt oder wissenschaftlich kommentiert vorgeführt. Einer dieser Filme ist „Triumph des Willens“ der umstrittenen Regisseurin Leni Riefenstahl. Er gehört zu den am meisten diskutierten nichtfiktionalen Werken der Filmgeschichte, gedreht in Adolf Hitlers Auftrag als Dokumentation des sechsten Reichsparteitags in Nürnberg. Kurz nach seiner Uraufführung im März 1935 sorgte er für Zuschauerrekorde, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er zum bekanntesten aller „Vorbehaltfilme“.

Ende der 1960er Jahre sorgte der Film erneut für Aufsehen: Wissenschaftler aus dem Ausland warfen die Frage auf, ob die ästhetische Qualität dieses Films unabhängig von seiner ideologischen Intention betrachtet werden könne. Kritiker warnten, den Film nicht von Kontext und Absicht seines Entstehens zu trennen, und grenzten sich ab von den vielen Stimmen, die die ästhetische Kraft des Films bejahten – diese hatten gehofft, zu einer Anerkennung der künstlerischen Seite dieses „Gebrauchsfilm“ beitragen zu können. Auffällig an dieser Debatte war der Glaube an eine beinahe unwiderstehliche Wirkung des Films, eine Wirkung, die von beiden Seiten vorausgesetzt, aber nur in wenigen Fällen näher untersucht oder gar belegt wurde. *Triumph des Willens* galt vielen jedoch als Paradebeispiel des sogenannten Affektkinos.

Im Internet finden sich zwar viele Kurzkritiken, die die These der großen formalen Wirkung unterstützen, andere Kritiker machen aus der Langeweile des Films hin-

gegen keinen Hehl. Ähnlich umstritten ist der Film in der Fachliteratur: Zahlreiche Texte stellen die emotionale Wirksamkeit in Frage, wie die Filmwissenschaftlerin Oksana Bulgakowa. Um eine sowohl hartnäckige wie tückische Angleichung zwischen der Filmarbeit Sergej M. Eisensteins und der Leni Riefenstahls zu demonstrieren, kontrastiert Bulgakowa ihre eigene Erfahrung der Öde dieses Films mit einer Auflistung vieler formaler Eigenschaften, die möglicherweise „affektvoll“ sein könnten.

Riefenstahl setze den freien Wechsel von Standpunkten der Kamera ein, abgeschaut bei der Arbeitsweise von Eisenstein, Regisseur des Films *Panzerkreuzer Potemkin*. Doch anders als bei Eisenstein, bleibe diese „virtuose“ Schau wenig beeindruckend, denn es legt die Konstruktionsweise

Abgeschaut bei Eisenstein

bloß: Ihr Film zeigt die Technik dieser Art des Filmmachens – und deshalb ist *Triumph des Willens* in voller Länge ein langweiliges motorisches Dösen.

Wie aber kann ein solcher Film so unterschiedliche Wahrnehmungen hervorrufen? Welche analytische Methode wird der Widersprüchlichkeit der Berichte zum affektiven Gehalt des Films gerecht? Kann man unter solchen Bedingungen überhaupt von einer Affektsteuerung sprechen? In seinem Buch *Triumph des Willens: Rituale der Mobilmachung* beschäftigt sich der Medienwissenschaftler Martin Loiperdinger mit solchen Fragen:

Ihn interessiert vor allem der Zusammenhang zwischen den Erkenntnissen, die mittels einer formalen Analyse des Films gewonnen werden können, und den historischen Wirkungen, die wegen der damaligen Gleichschaltung jedoch weitgehend unbekannt sind. Die Strategie des Films besteht laut Loiperdinger darin, die völlige Übereinstimmung des Volks

Formalen Analysen und historische Wirkungen



mit der Führung Hitlers zu inszenieren. Die Beteiligung der Parteimitglieder und der Nürnberger Bevölkerung während des Parteitags und die damit verbundene „rituelle Zustimmung“ ersetze die Beteiligung an parlamentarischen Institutionen. Das Ziel der rituellen Mobilmachung erreiche der Film durch eine Ästhetik, die an Hitlers Omnipräsenz gebunden ist: In einem Drittel der Bilder, in einem Fünftel der Tonspur und in zwei Drittel der Redezeit ist er gegenwärtig. Die Schnittstrategie des Films erweitert die Anwesenheit Hitlers: „Schuss-Gegenschuss-Konstruktionen“ – die abwechselnde Darstellung zweier Protagonisten – und „Point-of-View-Shots“ – eine Kameraperspektive, die das Sehen und Gesehenwerden zum Thema macht. Hitler scheint in jeder Einstellung präsent zu sein. Er fungiert in der gesamten Blickdramaturgie als „optisches Scharnier“ – und eben das prägt wohl die Wirkung des Films. Schon

Sehen und Gesehenwerden werden zum Thema gemacht

in der ersten Sequenz, der Empfang Hitlers in Nürnberg, wird eine komplexe Blickdramaturgie etabliert, die zwischen der Perspektive Hitlers und den Aufnahmen der jubelnden Massen wechselt. Die beabsichtigte Wirkung: Der Zuschauer solle sich

virtuell „im Auge Hitlers gespiegelt“ sehen. Die Schwierigkeit einer erfolgreichen Affektsteuerung ist in genau dieser ästhetischen Strategie enthalten, eine Schwierigkeit, bei der laut Loiperdinger „eine auf Hitler bezogene Spannungsdramaturgie nur bei den Zuschauern wirkt, die sich den Film anschauen, um Hitler ausführlich und aus nächster Nähe zu sehen.“

Bei zeitgenössischen ausländischen Zuschauern verfehlte der Film diese Wirkung, viele empfanden ihn als ermüdend. Auch in Deutschland waren nicht alle hingerissen. Der Lagebericht der Staatspolizeistelle Stettin von 1935 stellt fest: „Insbesondere von Zuschauern, die nicht als unmittelbare Parteigänger der NSDAP einzuschätzen sind, werden abstrahierende und personalisierende Tendenzen des Parteitagsfilms mit Zurückhaltung aufgenommen.“

Zeitgenossen aus dem Ausland langweilen sich

Loiperdingers Wertung der filmischen Wirkung bleibt vorsichtig: Zwar könne man anhand einer formalen Analyse des Films viel über seine Argumentationsstrategie erfahren. Doch wird bei denjenigen Stellen zur Zurückhaltung geraten, bei denen von einer formalen Analyse auf die Wirkung geschlossen werden soll. Wer

Die Regisseurin Riefenstahl ist bis heute zu Recht umstritten – zu leicht stellte sie ihr Schaffen in die Dienste der Nationalsozialisten.



ullsterbild

etwa mit dem Terminus „Propaganda“ operiert und damit eine einseitige Kommunikation meint, liegt richtig. Die politische Äußerung von Privatpersonen verschwindet in der nichtöffentlichen Volksmeinung, das staatliche Meinungsmonopol faschistischer Propaganda liefert die Vorgaben. Eine Betrachtung dieses Verhältnisses nach dem verhaltenspsychologischen Modell von Reiz und Reaktion, wie es von der Wirkungsforschung modifiziert und abgemildert nahegelegt wird, wäre jedoch verfehlt: Dafür waren und sind die Reaktionsweisen des Publikums zu unterschiedlich. *Triumph des Willens* ruft keine einheitliche Wirkung hervor und zeigt eine Affektsteuerung nicht einfach durch die Interaktion von Werk, Künstler und Rezipient – die sehr wohl beabsichtigte Affektsteuerung lässt schlicht unterschiedliche Deutungsmöglichkeiten zu.

Unmittelbar nach der Kapitulation Deutschlands wurden alle verfügbaren deutschen Kopien des Films von den Militärbehörden beschlagnahmt und auf ihre politische Aussage hin überprüft. Ergebnis dieser Begut-

Militärbehörden beschlagnahmen die deutschen Kopien

achtung war eine sogenannte Verbotsliste, zunächst verwaltet von der Alliierten Hohen Kommission. 1949 wurde die Verwaltung der Mehrzahl dieser Filme an die Freiwillige Selbstkontrolle und 1966 an die Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung übertragen, die bis heute viele dieser Filme verwaltet und über die Bedingungen der Aufführung entscheidet. *Triumph des Willens* bildet eine Ausnahme: Riefenstahl behielt bis zu ihrem Tod 2003 die Rechte am Film, er wurde daher nicht von der Murnau-Stiftung verwaltet, durfte aber – wie die andere Vorbehaltsfilme – nur im nichtkommerziellen Bereich nach einer wissenschaftlichen Einführung gezeigt werden.

Triumph des Willens ist der wohl berühmteste „Vorbehaltsfilm“, denn fast jede audiovisuelle Darstellung des Nationalsozialismus orientiert sich an dessen Bildern. Die Nutzung von Riefenstahls Film als Fundus für die Dokumentation des sogenannten Dritten Reiches be-

Bebilderte Erinnerungen an die Diktatur

gann schon zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und setzt sich bis heute fort, mit dem Resultat, dass der Film als „meistzitiertes Werk des Kompilationsfilms“ gilt. Damit ist er – in Ausschnitten – zu einem wesentlichen Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses und der bebilderten Erinnerung an jene Zeit geworden.

Der britische Wissenschaftler Nicholas Reeves kann in seinem Buch *The Power of Film Propaganda. Myth or Reality?* deshalb behaupten: „Wahrscheinlich wurde kein anderer Nazi-Film seit dem Zweiten Weltkrieg so oft gezeigt, und viele der bleibenden Eindrücke des Regimes und seines Führers stammen aus Riefenstahls Film.“

Trägt diese bruchstückhafte Rezeption zu einer Verstärkung des Zuschauereindrucks bei, indem die Langatmigkeit des Films so selten erfahren wurde?

Selbst wenn sich Wissenschaftler mit dem ganzen Film auseinandersetzen, bleibt oft unklar, ob sie über ihre eigenen Affekterfahrungen referieren. Der Filmwissenschaftler Richard Barsam beschrieb 1975 das heute bekannte zwiegespaltene Verhältnis des Zuschauers als allgemeines Phänomen: „Manche Zuschauer mögen die Aufrichtigkeit der Gefühle der Massen bei den Kundgebungen infrage stellen oder die Partei-Rhetorik befremdlich finden, aber die meisten stimmen der kinematografischen Kraft des Films

Die Zuschauer sind zwiegespalten

zu. Letztlich ist das moderne Publikum aber fassungslos angesichts der künstlerischen Kraft und des politischen Inhalts.“ Doch um wessen Reaktion geht es überhaupt? In ihrer Analyse der faschistischen Ästhetik schildert die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag deren Charakteristika: Es gehe um eine Affektsteuerung, von der man sich distanzieren kann: „Für den Durchschnittsbürger in Deutschland mag der Reiz der Nazi-Kunst darin gelegen haben, daß sie einfach, bilderreich, emotional war, nicht intellektuell; eine Wohltat im Vergleich zur anstrengenden Komplexität modernistischer Kunst. Für ein anspruchsvolleres Publikum ergibt sich der Reiz zum Teil aus der gegenwärtig grassierenden Sucht, alle Stile der Vergangenheit, vor allem die am meisten angeprangerten, wieder hervorzuholen. Eine Renaissance der Nazi-Kunst im Gefolge der Renaissance von Art Nouveau, präraffaelistischer Malerei und Art Déco ist jedoch höchst unwahrscheinlich. Bilder und Skulpturen jenes Stils sind nicht bloß überzogen, sie sind auch als Kunstwerke erstaunlich schwach. Aber gerade das veranlasst die Menschen, Nazi-Kunst mit der Distanz der Wissenden und leicht Amüsierten wie eine Form von Pop Art zu betrachten.“

Bezeugt diese Art von distanzierter Rezeption das Affektpotenzial des Films? War das zeitgenössische Publikum so ungebildet und naiv? Können wir heutzutage als distanzierte Zuschauer die gleiche affektive Wirkung des Films nicht mehr erleben? Und wie kann man die Reaktion des Publikums beschreiben, wenn die vorhandenen Quellen der NS-Zeit nicht vertrauenswürdig sind? Zumal eine beispiellose Werbemaschinerie gestartet wurde: Eine Fülle von Zeitungsartikeln erschien zur Premiere am 28. März 1935, der „Film-Kurier“ bezeichnete den Besuch des Films als Ehrenpflicht jeden Bürgers, und der Film erhielt das Prädikat „staatspolitisch und künstlerisch besonders wertvoll“.

War das zeitgenössische Publikum naiv?



Um die Zuschauerzahlen zu erhöhen, mussten Kinobetreiber die Karten verbilligt anbieten, Vorführungen in Schulen waren Pflicht. Die Herstellungskosten des Films waren schon nach zwei Monaten wieder eingespielt. Fast alle Filmkritiken waren euphorisch – ein Beleg für die Gleichschaltung aller Medien. Eine Ausnahme war die Frankfurter Zeitung vom 30. März 1935, die

Billigere Kinokarten und Pflichtvorführungen

es wagte, so zu beginnen: „Von den 130.000 Metern Filmstreifen, auf denen im vergangenen Herbst das

Leben und Treiben des sechsten Parteitagess der NSDAP in Nürnberg festgehalten wurden, ist nach einer sicher qualvollen Auslese immer noch ein Film übrig geblieben, dessen Vorführung gestern Abend annähernd zwei Stunden in Anspruch nahm.“

Im Mai 1935 verlieh Goebbels dem Film den Filmpreis. Die Begründung: „Dieser Film hat erfolgreich die Gefahr bestanden, zum bloßen Tendenzfilm zu werden. Er hat den harten Rhythmus dieser großen Zeit ins eminent Künstlerische gesteigert; er ist monumental, durchzittert vom Tempo der marschierenden Formationen, stählern in der Auffassung und durchglüht von künstlerischer Leidenschaft. In ihm singt das eherne Lied des nationalsozialistischen Aufbruchs wider. Der Held dieses Films ist unser Volk, verkörpert durch die einzigartige Erscheinung des Führers.“

Vielleicht wurde „der harte Rhythmus [jener] großen Zeit“ und das „Tempo der marschierenden Formationen“ tatsächlich vom Publikum als enorm bewegend empfunden. Bislang fehlt jedoch der Filmwissenschaft dafür unter anderem die Auswertung privater Dokumente wie Tagebücher oder Briefe, um die Wirkung auf das damalige Publikum zu bestätigen und weitere Reaktionen auf den Film zu belegen. Einzelne Berichte aus den „Meldungen aus dem Reich“, einer Sammlung von

Noch fehlt die Auswertung privater Dokumente

geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS, belegen ein weiteres Anliegen: Wie konnte

man erreichen, dass sich das Publikum im Kino – zusätzlich zu den Filmen – auch die für die Propaganda so wichtige Wochenschau ansah? Das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda führte eine fünfminütige Pause zwischen Vorfilm und Hauptfilm ein und drohte Kinobesitzern bei Nichtbeachtung ein Bußgeld von 10.000 Reichsmark an. Es half nichts: Viele Kinobesucher warteten im Foyer auf den Vorfilm und betraten erst dann den Saal. Schließlich wurden Kinos mit dem Beginn der Wochenschau verriegelt und erst zum Schluss der gesamten Vorstellung wieder geöffnet.

Obwohl diese Maßnahmen erst seit 1938 praktiziert wurden, drei Jahre nach der Hauptzeit des *Triumphs des Willens*, deuten sie auf eine zum Teil lustlose Rezeption

der nichtfiktionalen Medienprodukte des Regimes. Die damalige Faszination für diesen Film könnte aber auch am unvorstellbaren Drang des Publikums gelegen haben, den „Führer“ im Film zu sehen. Eine solche Haltung des Publikums wird 1941 teilweise durch die Meldungen aus dem Reich bestätigt: „Nach wie vor werden alle Bildstreifen vom Führer und seinen führenden Mitarbeitern

Teilweise lustlose Rezeption

mit herzlichster Anteilnahme und oft mit spontanen Beifall aufgenommen.“ Der bebilderte Bericht der Anwesenheit Hitlers in München anlässlich der Parteigründungsfeier soll besonderen Beifall ausgelöst haben, weil der Führer „guter Laune“ gewesen sei.

Martin Loiperdinger schreibt, die Erscheinung Hitlers sei der dramatische Mittelpunkt, die aber eine begeisterte und ungeduldige Haltung im Publikum voraussetze“. Tatsächlich sei der *Triumph des Willens* „der erste und einzige Film, der in extensiver Weise Nah- und Großaufnahmen von Hitler vorführt.“ Nicholas Reeves, der die Wirkungen von Propaganda im totalitären

Begeistertes und ungeduldiges Publikum

Staat untersuchte, weist aber darauf hin, dass es keine Korrelation gibt zwischen der Zeit der Uraufführung und Verwertung des Films einerseits und der Beliebtheit Hitlers andererseits: „In den Monaten nach der Premiere 1935 ging die Popularität Hitlers deutlich zurück [...] Die notorische Verkündigung der anti-jü-

Hatte Leni Riefenstahl bei Sergej M. Eisenstein abgeschaut? Der Regisseur des Revolutionsfilms Panzerkreuzer Potemkin hatte eine bis dato unbekannte Dynamik im Filmschnitt eingeführt.



ullsternbild



Der Film *Triumph des Willens* prägte die audiovisuelle Darstellung des Nationalsozialismus – trotz seiner Langatmigkeit und damit Langeweile.

Dr. Robin Curtis



Geboren in Toronto. Medienwissenschaftlerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin im Sonderforschungsbereich „Kulturen des Performativen“ im Projekt „Synästhesie-Effekte: Montage als Synchronisierung.“ Promotion 2003 an der Freien Universität Berlin. Publikationen: *Conscientious Viscerality: The Autobiographical Stance in German Film and Video*, Berlin: Gebrüder Mann

Verlag / Edition Imorde, 2006. Mitherausgeberin von *Einführung – Zu Geschichte und Gegenwart eines ästhetischen Konzepts*. München: Fink Verlag, 2007 und *Synästhesie-Effekte: zur Intermodalität der ästhetischen Wahrnehmung* München: Fink Verlag, 2007. Habilitation zum Thema „Filmic Immersion“. Mitherausgeberin der Zeitschrift *montage/av* und des elektronischen Magazins *nachdemfilm.de*. Zahlreiche Publikationen zur Emotionalität des bewegten Bildes, zur viszeralen ästhetischen Erfahrung, medialer Erinnerung und zur filmischen Avantgarde.

Von 2008 bis 2010 wird Robin Curtis mit einem Feodor-Lynen Forschungsstipendium der Humboldt Stiftung nach Buffalo, NY, um das Media Study Center zu erforschen, das dort von den 1970er bis 1990er Jahren existierte.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Seminar für Filmwissenschaft
Grunewaldstr. 35
12165 Berlin
Tel.: 030 – 838 503 39
E-Mail: rcurtis@zedat.fu-berlin.de

dischen Gesetze beim Nürnberger Reisparteitag war ein Grund für ein neues Unbehagen gegenüber der Parteiführung, was die Stettiner Gestapo dazu veranlasste, in schroffem Ton von einer deutlich gestiegenen „Oppositions-Stimmung“ zu schreiben. Im März 1936 berichtete die Gestapo, dass es vorkommen konnte, dass man tagelang kein „Heil Hitler“ hörte; es gab kein generelles Vertrauen mehr in die Staatsführung und die „Bewegung“ und [...] das Vertrauen der Bevölkerung in Hitler durchlebte eine Krise.

Ein Wendepunkt dieser Entwicklung wurde nicht durch die Propaganda des Staates bewirkt, sondern durch die widerstandslose Besetzung des Rheinlands am 7. März 1936. Die Frage des heutigen Affektpotenzials kann durch die Erforschung der Rezeptionssituation im „Dritten Reich“ nicht eindeutig geklärt werden – zu widersprüchlich sind die erhaltenen Dokumente, zu unvollständig stellen die erhaltenen Berichte die Erfahrungen und Ereignisse der damaligen Zeit dar. Eine emotionale

Bewegung wurde im „Dritten Reich“ sicherlich erzielt, eine Wirkung, die zwischen privater Kälte und öffentlicher Begeisterung schwebt. Wie können die Formen der somatischen Wirkung jener Zeit greifbar gemacht werden, wenn man von der Alterität des Films ausgeht? Eine Studie des Filmwissenschaftlers Karsten Witte zum Revue-Film der NS-Zeit ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich: Witte stellt fest, dass der deutsche Revue-Film in seiner ästhetischen Form konsequent die Möglichkeit des „visual pleasure“ verweigert, die im Hollywood-Musical durch die schnittlose Präsentation von schwindelerregendem Raum hergestellt wurde. Selbst beim Tanzen und bei der filmischen Darstellung des Tanzes musste Kontrolle bewahrt werden. Damit muss man auch die Möglichkeit hinnehmen, dass eine Vorliebe für die Verweigerung des „visual pleasure“ gepflegt und affektiv umgesetzt werden kann. Der Film appelliert an eine erlernte Körperhaltung, an einen Habitus, der für diese Zeit spezifisch ist.

Die Merkmale dieses Habitus sind die Zerrissenheit zwischen emotionaler Kälte und körperlichem Aktivismus, Ordnung und Bewegung. Setzen die Reaktionen des historischen, zeitgenössischen Zuschauers auf den Film nicht eine Art von kinästhetischer Visualität voraus? Dass das Medium Film die Zuschauer in den Bann ziehen kann, ist weder eine Neuerung noch eine Spezialität der NS-Zeit: In ein kinematografisches Erlebnis einzutauchen, gehört zum ursprünglichsten aller Kinogenüsse. Doch die jeweilige Form dieses Genusses ist möglicherweise veränderlich und nicht unbedingt geschichtlich und interkulturell rezipierbar.

Der Wendepunkt durch die Besetzung

Schnittlose Präsentation von schwindelerregendem Raum

Erkaltete Gefühle

Wie in den Diskursen über Musik die Emotionalität unter die Räder kam





ALBRECHT RIETHMÜLLER

Früh im vorigen Jahrhundert und dann beflügelt durch die in Europa aus dem Ersten Weltkrieg resultierenden Verwerfungen lässt sich ein merkwürdiges Ideal ausmachen: Wenn auch nicht die Musik selbst, so zeigen doch die Diskurse über sie in aller Regel die Tendenz, den Bezug zur Emotionalität auszublenden oder sogar programmatisch zu unterbinden. Und noch nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte das Verschwinden des Emotionalen besonders nachhaltig im Umkreis der musikalischen Avantgarde.

Die *Symphonie de psaumes*, die Strawinsky 1930 noch in Frankreich im Auftrag des Boston Symphony Orchestra schrieb und ihm zu dessen fünfzigjährigen Bestehen widmete, gehört fraglos zu den Schlüsselwerken der Zwischenkriegszeit. Im Archiv des ungarischen Fernsehens hat sich in einem raren Dokument die Aufzeichnung einer Aufführung erhalten, die der betagte Komponist am 29. Dezember 1963 im Budapester Erkel-Theater dirigierte.

Wer die ausdrucksvolle Intensität dieser Wiedergabe verfolgt, gerät ins Grübeln, wie die unzähligen Diskurse in der Zwischenkriegszeit selbst, besonders aber die Diskurse nach dieser Zeit im Rückblick zu verstehen sind, die um Stichwörter kreisen wie Objektivität des Komponierens und des Aufführens von Musik, Entsubjektivierung und Entromantisierung, Entindividualisierung und Entpersönlichung, Kollektivierung und Gemeinschaft versus Gesellschaft, Neoklassizismus, neue Sachlichkeit und Anti-Espressivo in der Musik. Nicht zuletzt wurden die Werke von Strawinsky seit dem Ersten Weltkrieg zum Objekt solcher Gedanken, und der Autor selbst hat durch eigene Kommentare zu den Diskursen beigetragen: Beispielsweise machte er in *Poétique musicale* von 1942 einen Unterschied zwischen einer schätzenswerten „exécution“ und einer nur in seltenen virtuosen Fällen besonders willkommenen, in der Regel jedoch zu verachtenden „interprétation“ von Musik. Komponisten, die zugleich dirigieren, wie der Strawinskys Werk zugetane Pierre Boulez, haben in jüngerer Zeit keinen Zweifel daran gelassen, dass sie diesen Unterschied gekünstelt und belächelnswert finden. Die Meinungen bilden eine Melange von sich überschneidenden und gegenseitig überlagernden, sich stützenden und zugleich einander widersprechenden Gedanken. Einerseits wird eine Art Objektivitätsideal des Komponierens und Musizierens behauptet, andererseits eine Reserviertheit gegenüber Gefühl und subjektivem Ausdruck zum Ausdruck gebracht. Hierbei laufen Vorstellungen von der Sache, zuweilen bloßes

Wunschdenken über sie sowie Absichten, die man mit den Tongebilden verfolgt, ineinander mit tatsächlichen historischen Gegebenheiten.

Dem Ersten Weltkrieg folgte eine emotionale Ernüchterung bis Kälte. Ein Jahrzehnt lang fand Erich Maria Remarques Roman *Im Westen nichts Neues* immense Resonanz mit seiner Schilderung der Entpersonalisierung von Soldaten durch das Grauen in den Schützengräben. Musik spielt im Roman eigentlich keine Rolle – weder der Soldaten-Singsang oder die herausgeputzte Militärkapelle noch die zerstreute oder die „ernste“ Musik. Das Individuum musste sich in der Gesellschaft neu zu rechtfinden und sich mit den technischen Neuerungen arrangieren, die immer stärker in den Alltag eingriffen. Nach der Elektrifizierung musste die massenhafte Automobilisierung und Automatisierung verkraftet werden. Die alltäglichen Abläufe wurden beschleunigt, und das Lebensgefühl veränderte sich: Zum einen verbreiteten sich positive Kräfte der **Elektrifizierung, Automobilisierung, Automatisierung** Beunruhigung, Besorgnis und Verängstigung. Anders als die ländlichen Gegenden waren die Stadtkulturen zunächst unmittelbar betroffen. Hier wurde – vor allem auch unter Intellektuellen – manche Technophobie freigesetzt und Technikkritik

Strawinsky schrieb 1930 die *Symphonie de psaumes*. Sie gehört fraglos zu den Schlüsselwerken der Zwischenkriegszeit.



Library of Congress

INTERNATIONALER ORGELSOMMER 2008

an der Großen Sauer-Orgel (IV/113, 1905)

BERLINER  **DOM**

5. Juli bis 23. August
jeden Samstag um 20 Uhr

5. JULI • HOMMAGE À FRANCK

Roland Maria Stangier (Essen)
Franck (Pièce Héroïque), Pierné, Ropartz,
Dupré und Langlais

12. JULI • ALPENLÄNDISCHE PASTELLE

Olivier Eisenmann (Luzern)
Rheinberger (op. 156),
Karg-Elert (sieben Pastelle vom Bodensee)

19. JULI • BAYERN & BRETAGNE

Michael Hedley (Amsterdam)
Rheinberger, Langlais und Ropartz

26. JULI • SYMPHONISCHES AUS NORWEGEN

Halgeir Schiager (Oslo)
Sandvold, Solberg, Hovland und Karlsen

2. AUGUST • HOMMAGE À MESSIAEN

Thierry Escaich (Paris)
Messiaen, Tournemire, Alain, Escaich
und Duruflé

9. AUGUST • REGERS OPUS MAGNUM

Tomasz Nowak (Münster)
Reger (op. 127), Bach und Nowak

16. AUGUST • VARIATIONS SÉRIEUSES

Ben van Oosten (Den Haag)
Bach, Mendelssohn Bartholdy, Franck
und Dupré

23. AUGUST • SYMPHONISCHES IN E-MOLL

Domorganist Andreas Sieling
Bach, Dubois und Vierne (2. Symphonie)

Karten zum Preis von 10,- / erm. 6,- € erhalten Sie
an der Konzertkasse im Dom (Portal 3),
Am Lustgarten, 10178 Berlin, täglich 11 - 18 Uhr
(Tel.: 030 202 69 136) sowie www.berlinerdom.de
und an allen bekannten Vorverkaufsstellen.

ERICH MARIA REMARQUE

Im Westen nichts Neues

Remarques Buch ist das Denkmal
unseres unbekanntes Soldaten
Von allen Toten geschrieben

Illustration von Walter Hasenclever

Hans-Peter Haack

Musik spielte in Remarques Roman *Im Westen nichts Neues* zwar keine große Rolle, aber er verdeutlichte die emotionale Kälte und Entpersonalisierung der Soldaten durch das Grauen in den Schützengräben.

laut. Selbst das Radio fiel darunter, das seit Mitte der zwanziger Jahre die neuesten Meldungen in alle schattigen Winkel ausstrahlte. Die Technik konnte als besonders bedrohlich empfunden werden, da sie unabweisbar war und neue Verhältnisse schuf. Aus dem Gefühl heraus, von Technik umstellt zu sein, wurden Bedenken unterschiedlichster Art und Nuancierung vorgetragen, ob nun die Sorge vor den Antennen in Rilkes späten Gedichten oder 1927 nur wenig später um das „Ge-Stell“ in Heideggers *Sein und Zeit*, auf welchen Namen er die Technik getauft hat und das zu seiner späteren Apologie des „Hand-Werks“ in einer eigenartigen Beziehung steht. „Entfremdung“ ist vielleicht der kleinste gemeinsame Nenner, auf den die damaligen Bedenken gebracht werden können – und sie erstreckte sich bis weit in die Arbeitswelt: Das reicht vom Heer der Stenotypistinnen, das in Filmen der dreißiger Jahre in waghalsigem Tempo unentwegt und robotergleich die Tasten bedient, bis hin zur Fließbandarbeit. Wie der Mensch sich mit seinen Emotionen in dieser von Mechanik, Maschinen und Automation geprägten Welt zurechtfinden will, hat etwa 1926 Fritz Lang in *Metropolis* behandelt und zehn Jahre später Charles Chaplin in *Modern Times* – wozu dieser auch seine eigene Musik beisteuerte.

Das alles konnte nicht ohne Folgen für die Musik bleiben. Es inspirierte und affizierte Komponisten: Die amerikanische Lokomotive *Pacific 231* wirkte auf das gleichnamige Orchesterstück von Arthur Honegger (1923) und wurde titelgebend wie in Antheils *Ballet mécanique* (1923–25). Inwieweit das Gegenteil geschah, ein Abstoßen von Innovation und Gegenwart, ist viel schwieriger festzustellen. Ein Instrumentalstück, etwa eine zwölftönig gesetzte Gavotte, gestattet die eine wie die andere Interpretation; angesichts der „autonomen“ Musik muss ein Titel wie Gavotte keine Nostalgie bedeuten, die Adaptation der Zwölffontechnik kein Bekenntnis zur Gegenwart.

Die im Umkreis etwa von Arnold Schönberg und Paul Hindemith auf den Schild gehobene Handwerklichkeit des Komponierens und Musizierens kann vielerlei Schattierungen annehmen: Sie kann in Opposition zum Genie und Virtuosen treten, ebenso in Opposition zum Technischen (Handwerk als musikalische Technik versus technische Musik), schließlich in Opposition zur subjektiven Äußerung. Noch schwieriger wird es, wenn zum Handwerk „neue Sachlichkeit“ hinzukommen soll, von der man bei Tönen – anders als in der Architektur – nicht genau weiß, was mit dem Begriff gemeint ist.

Handwerklichkeit des Komponierens

Vollends heillos wird es, wenn dieselben Vorstellungen in Jugendbewegungen verfolgt werden, der völkischen Jugendbewegung und der Jugendmusikbewegung, die allesamt eingegangen sind in den Nationalsozialismus. Dieser war freilich eher städtisch orientiert, während in den meisten jener Splitterbewegungen Stadtflucht angezeigt war. So schwer sich die Jugendmusikbewegung und das Bauhaus ansonsten unter ein Dach bringen lassen, so unabweisbar ist es, dass sie sich im selben neusachlichen Geist aus dem Ideal von Objektivität und Entsubjektivierung zu treffen scheinen, das auch zum Signum der späteren zwanziger Jahre wurde und in den dreißiger und vierziger Jahren blieb. Die Kategorien waren keineswegs unvoreingenommen, sondern wurden von Anfang an als Schlagwörter instrumentalisiert, wiewohl die Kriterien für sie in jeder Gruppe einen anderen Klang haben mochten. Das Objektivitätsideal, das Strawinsky im Paris der zwanziger Jahre oder John Cage in den Vereinigten Staaten der frühen vierziger Jahre, als sich sein Konzept des subjektlosen Komponierens herausbildete, vorgeschwebt haben könnte, muss sich nicht mit dem Ansinnen eines kurzbehosten bündischen Sängerkreises decken. Die stets merkwürdige Verbindung von Musik- und Weltanschauung trieb in der Zwischenkriegszeit die seltsamsten Blüten, auch in unerwarteten Koalitionen, wenn etwa Kollektivisten

unterschiedlichster Couleur selbst in der Musik dem Individuum an den Kragen wollten.

Die Expressionisten scheinen glühende Anhänger von Subjektivität und Individuum gewesen zu sein. Zu den Personen, die lange nach dem Ersten Weltkrieg für ihre Sache heftig weitergestritten haben, gehören in der Musik das Umfeld von Schönberg – aber auch Theodor W. Adorno, der im deutschsprachigen Raum die musikalische Epoche wie kein Zweiter schriftstellerisch seismografisch begleitete, freilich auch vorurteilsgeladen. Aus dem

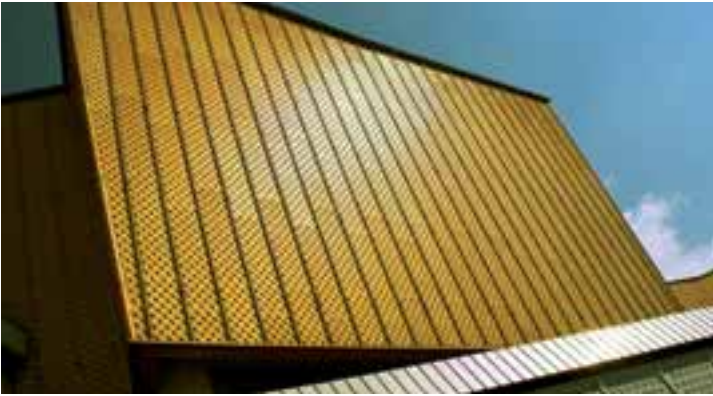
Der Seismograph Adorno

rechten Lager kann man Gottfried Benn nennen, aus dem linken Ernst Bloch. Manche hofften, dass der für Kultur und Kunst zuständige Minister Goebbels, von Hause aus Germanist, den Expressionismus als Kunstform eines „neuen Menschen“ im „neuen Reich“ in den Dienst einer „neuen Musik“ nähme. Doch er scheiterte am anders gelagerten Geschmack Hitlers und gab – wie immer in solchen Fällen – klein bei. Es verwundert also nicht, dass in den dreißiger Jahren von Opponenten schweres Geschütz sogar gegen sonstige Kombattanten aufgeföhren wurde. Aus der linken Sicht des Realismus als einer Gegenrichtung zum Expressionismus rückten Bertolt Brecht und Georg Lukács diesen in die Nähe des Faschismus; sie waren sich einig in der Auffassung,

Arnold Schönberg betonte die Handwerklichkeit des Komponierens und Musizierens.



Arnold Schönberg Center, Wien



Die Akustik in der Berliner Philharmonie ist weltberühmt.

Prof. Dr. Albrecht Riethmüller



Albrecht Riethmüller studierte Musikwissenschaft, Philosophie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg, wo er 1974 promovierte und sich 1984 habilitierte. Einer Gastprofessur an der University of Illinois at Urbana-Champaign (USA) folgte eine Lehrstuhlvertretung an der Universität Heidelberg, 1986 die Professur für Musikwissenschaft an der Universität Frankfurt am Main und 1992 an der Freien Universität

Berlin. Seit 1991 ist er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. 1999 erhielt er in Ottawa den John G. Diefenbaker Award und ist seit 2002 Affiliated Faculty Member am Centre for German and European Studies der York University, Toronto. Albrecht Riethmüller war und ist in zahlreichen Positionen tätig, unter anderem als Dekan und Prodekan des Fachbereichs Altertumswissenschaften der Freien Universität (1995 bis 1999), Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bonn (1992 bis 2000), Vorsitzender der Senatskommission für Forschung und Wissenschaftlichen Nachwuchs der Freien Universität (1997 bis 1999). Bis heute sitzt er im Ausschuss für Musikwissenschaftliche Editionen der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Seine bis in die griechische Antike reichenden musikgeschichtlichen Arbeitsschwerpunkte erstrecken sich unter anderem auf die Kontextualisierung und Interdisziplinarität von Musik sowie Filmmusik. Riethmüller ist Herausgeber der Zeitschrift *Archiv für Musikwissenschaft* und Mitglied des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Seminar für Musikwissenschaft

Grunewaldstraße 35

12165 Berlin

Tel.: 030 – 838 566 10

E-Mail: writer@zedat.fu-berlin.de

dass der Expressionismus eine politisch verdächtige Kunstangelegenheit sei, was ihnen im Blick auf Benns politische Neigungen um 1933 kaum zu verdenken ist. Ganz zu schweigen von der späteren Musikhistoriografie mochte eine solche Einstellung schon Schönberg, Bloch oder Adorno eher befremdlich gewesen sein. Einem Künstler wie dem 1926 verstorbenen Rilke war am Ende seines Lebens klar, dass Aussagen über die Welt oder die Kunst nur noch in Paradoxa formuliert werden konnten, und die besonders meinungsgeladene Zeit bis zur Jahrhundertmitte wurde zum Nährboden für diese Haltung. Ästhetik, Lebensgefühl und Weltanschauung gingen auch hinsichtlich der Musik eigenartig zusammen. Im Umkreis von Hindemith wurde in der Zwischenkriegszeit das Anti-Espressivo hoch gehandelt. Das impliziert zwar unverkennbar eine Absage an den Expressionismus, hinderte den Komponisten freilich keineswegs daran, ein Oratorium auf eine expressionistische Vorlage von Benn zu verfassen: *Das Unaufhörliche* (1930–1931).

Hanns Eisler war gefangen zwischen den Bewegungen um ihn herum. Schon aus Loyalität gegenüber seinem großen Vorbild Brecht musste

Hanns Eislers Loyalität

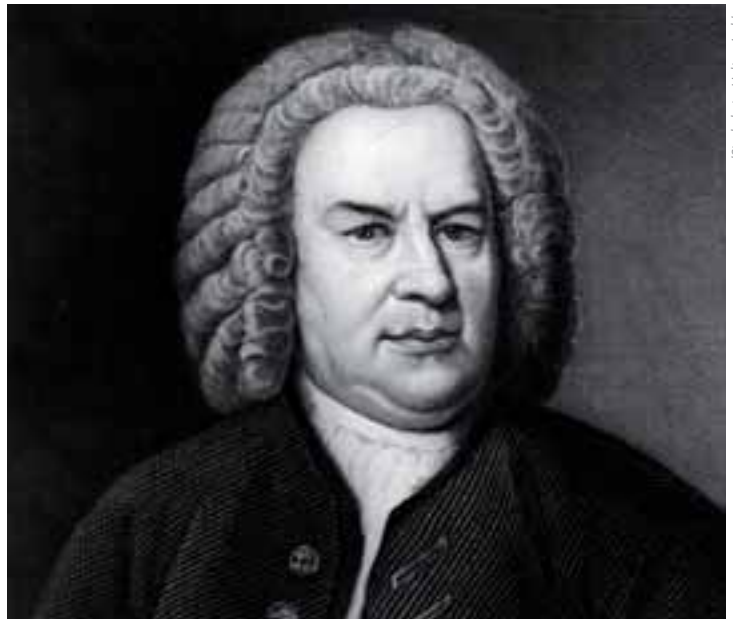
er dessen Haltung gegen eine ausdrucksvolle Musik teilen, die dieser als ein bloßes Genussmittel oder Narkotikum sah. Die eigenen, nicht geringen expressionistischen Ambitionen – in der Tradition des hegelschen Erbes der Musik als eines Ausdrucks der subjektiven Innerlichkeit – musste er zurückstellen und sich Brecht unterordnen, um nicht als musikalischer Schamane zu gelten.

Die Musik Paul Hindemiths, der 1950 die Ehrendoktorwürde der Freien Universität erhielt, ist weniger sinnlich als die eines George Gershwin.





Nicht jeder Musiker dürfte sein Heil darin gefunden haben, die Schlagworte von Entsubjektivierung und Objektivität zu verinnerlichen, soweit sie alles Gefühl, ja alle Emotion aus der Musik entfernen sollten. Doch das Mechani(sti)sche schlug selbst auf Verächter des Modernen, seiner Zivilisation und Technik zurück. In der eher eskapistischen als modernistischen Alte-Musik-Bewegung und der beginnenden sogenannten historischen Aufführungspraxis zeichnete sich spätestens seit den dreißiger Jahren eine motorische, gewissermaßen seelenlose Wiedergabe von Musik ab. So offenbar dringend der Wunsch war, dass Musik entsinnlicht werde, so merkwürdig waren mitunter die musikpraktischen und verbalen Strategien, die ihn zu verwirklichen helfen sollten: zum Beispiel die Konsequenz, in einer – um einen heutigen Ausdruck zu bemühen – coolen Zeit auch die Musik aus Angst vor jedem Sentiment zu schützen, das samt und sonders der bloßen Sentimentalität verdächtig war und als abgetan galt. Die Schimäre einer Objektivität der Wiedergabe etwa der Musik von Johann Sebastian Bach – gleichsam die Wiedergeburt seiner Musik aus dem Geist der Nähmaschine – hatte außerdem eine modische Attitüde zur Folge: Die Wiedergabe wurde als erstmaliges Erreichen einer „Werktreue“ ausgegeben, als sei diese nicht immer schon das Ziel des Interpretierens von Musik gewesen und als ließe sich die Größe eines Komponisten wie Bach am Fließband angemessener dokumentieren als im Monument intensivsten Ausdrucks.



Stockphoto, Hallon Archive

Kann man die Größe eines Komponisten wie Johann Sebastian Bach bemessen?

Die Musik selbst blieb nicht unbetroffen von den Diskursen über sie. An diesen mussten sich, wie es scheint, alle beteiligen, wenn nicht sich ihnen beugen, ob der einzelne Autor seine Kompositionen und ihre Strukturen nun darin aufgehoben fand oder nicht. Ganz abgesehen davon sind die Musiken ein und derselben Zeit stets unterschiedlich: die Franz Schrekers vielleicht sentimentaler als die von Maurice Ravel, die Hans Pfitzners vielleicht kitschiger als die von Manuel de Falla.

**Zum ersten Mal
Werkstreue**

Charles Chaplin zeigte 1936 mit seinem Film *Modern Times*, wie sich der Mensch mit seinen Emotionen in einer von Automation geprägten Welt zurechtfindet – und steuerte seine eigene Musik bei.



ulstenbild

Hört!

Hört!

Der Deutschlandfunk ist das aktuelle Informationsprogramm für alle, die es genau wissen wollen. Mit Nachrichten, Presseschauen und Reportagen über Aktuelles aus Deutschland und der Welt.

Deutschlandradio Kultur ist das Radiofeuilleton für Deutschland. Hörens- und Wissenswertes über Kunst und Kultur, Politik und Geschichte, Wirtschaft und Wissenschaft.

Weitere Informationen:
Hörerservice 0221 345-1831
oder www.dradio.de

In Berlin auf UKW:

97,7 **89,6**

Hören ist Wissen.* Kultur ist Musik.*

Deutschlandfunk **Deutschlandradio Kultur**

Künstlerischer Leiter:
Prof. Siegfried Matthus

Kammeroper
SCHLOSS RHEINBERG

28.6.-16.8. 2008

Aus dem Programm:

I CAPULETI E I MONTECCHI
OPERNGALA

DIE WEISSE DAME
Oper von A. Boieldieu
Anschließend: Spukgestalten im nächtlichen Park

RECITAL MARCO JENTZSCH (Tenor)

PETER HACKS UND DIE OPER

DIE ENTFÜHRUNG AUS DEM SERAIL
Oper von W. A. Mozart

SEHNSÜCHTE
Uraufführung: Szenen aus
Opern junger Komponisten

Karten: 033931-39296
www.kammeroper-schloss-rheinsberg.de

Hindemiths Musik war bestimmt weniger sinnlich als die von George Gershwin, die wiederum weniger sentimental war als die von Werner Egk. Die Ideen und Produkte können ebenso leicht divergieren, wie sie von vielfältigen Vorurteilen umstellt sein mögen. Wenn 1927 – 100 Jahre nach seinem Tod – ein entpersönlichter, durch ethische Selbstüberwindung aus oder über sich hinaussteigender Beethoven propagiert wurde, dann war auch

das ein Versuch, ihn gegen das Romantische zu verteidigen, dem er so sehr zugehörte, und ihn als klassischen Recken dem Zeitgeist einzuverleiben – wenngleich eine neue Versachlichung in seinem Falle misslang. Auf die deutschen Verhältnisse bezogen, haben all die Tendenzen zu Entsubjektivierung und Entpersönlichung auch und gerade in der Musikanschauung dazu beigetragen, die Menschen dazu gefügig zu machen, sich den Nationalsozialisten anzuschließen. Dabei bleibt es dahingestellt, wie es in den Parteikadern der Kommunisten aussah, denen Subjektivität suspekt war und die ihre Musiker an die Kandare nahmen.

Selbst dort, wo er verpönt und verboten war, wurde der Jazz zum musikalischen Gegenbild: Er blieb immun gegen den Beschuss von Objektivität oder Depersonalisierung. Musikalische Vitalität, wie er sie verkörperte, ließ ihn dem musikalischen Establishment womöglich noch dubioser erscheinen als seine vermeintliche Herkunft von einer, wie man damals fabulierte, minderen Rasse. Das Idiom der Symphonik von Gustav Mahler bildet ein ähnliches Gegengewicht zu den Tendenzen der Entsubjektivierung und Objektivität. Und doch wurde es

Jazz wird musikalisches Gegenbild

zum Anknüpfungspunkt, in gewisser Weise fast zum Erkennungszeichen der amerikanischen Filmsymphonik der dreißiger Jahre, aber ebenso der deutschen – etwa aus der Feder von Paul Dessau. Ein in der NS-Zeit linientreuer Komponist wie Hermann Reutter beharrte darauf, dass es Musik von Mahler war, die nicht nur das Vorbild seiner eigenen gewesen sei, sondern er reklamierte dasselbe für die des von ihm bewunderten Kollegen Carl Orff. Kurt Weill konnte 1928 mit Brecht in Berlin den stupenden Erfolg der *Dreigroschenoper* erzielen und fast zur selben Zeit unüberhörbar am Paradigma Mahler festhalten. Weder eindeutige noch lehrbuchhafte Formeln passen darauf.

Das Knäuel der Stichwörter, die die Tendenzen zu Objektivierung und Entsubjektivierung anzeigen, ließ sich auch dazu nutzen, fehlende Musikalität in einer Periode zu kaschieren, als in den Musikbewegungen, unterstützt auch von Teilen der Musikwissenschaft, der musikalische Dilettantismus auf den Schild gehoben und dem Professionalismus entgegengestellt wurde, um diesen als Anachronismus abzutun und jenen zu einer zeitgemäßen „Umgangsmusik“ zu erklären. Wenn jede Nuancierung von Musik unter Verdacht gerät, hingegen das musikalische Geleier als solches zum Maßstab erklärt wird, dann werden in solchen Momenten die Wurzeln der Diskurse über Objektivität und Entsubjektivierung sichtbar. Tatsächlich indessen prallt das Vorstellungsraster jenes Knäuels an den großen Musikern der Zeit ab, unter den Dirigenten an Wilhelm Furtwängler

und Otto Klemperer ebenso wie an Arturo Toscanini und vielleicht selbst an Igor Strawinsky.

Das wohl beste Beispiel für die Umsetzung des Rasters durch Bewegung ist der notwendigerweise musikverbundene Tanz, in dessen Vielfalt so gut wie alle zeit-typischen Elemente als Summe des Lebensgefühls der Epoche quasi simultan aufgefangen worden sind. Im

Tanz als Lebensgefühl

Tanz wurden aktuelle Themen im Ballett umgesetzt – beispielsweise Sportarten wie Schwimmen in Darius Milhauds und Jean Cocteaus Opérette dansée *Le train bleu* mit dem Bühnenbild von Pablo Picasso, 1924 für die Ballets russes. Der Ausdruckstanz blieb auch über den Tod von Isadora Duncan 1927 faszinierend und reichte bis hin zu den Anfängen des Modern Dance.

Gesellschaftstänze traten ihren Siegeszug an. Vor allem der Charleston und speziell der Tango wurden zum Inbegriff der Epoche, wie es einmal der Walzer und wieder davor das Menuett gewesen waren: Chiffren der Zeit und zugleich nie versiegende Inspirationsquellen für Kompositionen.

Insbesondere der Tanz ist Beleg dafür, dass es ungeachtet der Einheit der Epoche eine Vielfalt bis hin zu sich widersprechenden künstlerischen Strömungen gab. Sie werden bei oberflächlicher Betrachtung nur unvollständig wahrgenommen. Dies gilt auch für die Frage, welche musikalische Tendenz diese Jahre prägte und welcher musikalische Ausdruck für diese Epoche steht. Im Übrigen sind Versuche, die die dreißiger und frühen vierziger Jahre möglichst von den zwanziger Jahren zu trennen, eher von politischen Erwägungen geleitet, als dass dies dem Empfinden der Zeitgenossen entspräche, und die Betrachtung der Epoche als geschlossene Periode wird keineswegs dadurch unterminiert, dass mit Nachdruck auf ihre Vielfältigkeit hingewiesen wird.

Zwischenkriegszeit wird freudianische Epoche

Die Zwischenkriegszeit wurde schließlich zur freudianischen Epoche. Vor dem Hintergrund sind Entsubjektivierung, Entindividualisierung und Depersonalisierung keine Errungenschaften, sondern defiziente Formen, die an eine womöglich neurotische Krise des Emotionalen denken lassen. Während der psycho-



Gesellschaftstänze wie der Charleston, 1926 auch von Josephine Baker im Pariser Folies Bergère aufgeführt, hielten in den 1930er-Jahren ihren Siegeszug.

analytische Ansatz im angelsächsischen Raum Fuß fasste und auch auf die künstlerischen Belange stimulierend wirkte, regte sich in den versteinerten Herzen einer geschlossenen Gesellschaft (wie der deutschen in den dreißiger Jahren, offiziell auch in der sowjetischen) äußerster Widerstand dagegen. Musik, die so sehr in und von Motion und Emotion lebt und ohne diese nicht zu denken ist, sollte diese Nervenfaser durchschneiden. Wenn am Anfang der zwanziger Jahre der Pianist und Komponist Eduard Erdmann – in Anspielung an die Terminologie Freuds – eine „Ich-Musik“ von einer „Es-Musik“ abgrenzte und keinen Hehl daraus machte, dass Letztere nun an der Zeit sei, dann konnte er bestimmt nicht vorhersehen, dass binnen eines guten Jahrzehnts in Berlin, Moskau, Madrid und anderen Hauptstädten Über-Ichs am Ruder sein würden, deren Regime danach trachteten, den Subjekten und Individuen den Garaus zu machen. Auch sah er wohl kaum voraus, dass die Diskurse der neuen Musik selbst danach noch auf lange Sicht hinaus Gefühl und Emotion tabuierten.

Berliner Residenz Konzerte
GRÖSSE ORANGERIE IM SCHLOSS CHARLOTTENBURG

EIN BAROCKER ZAUBER IN DER GRÖSSEN ORANGERIE IM SCHLOSS CHARLOTTENBURG
März 2008 bis Januar 2009
Beginn: 20:30 Uhr

ROMANTISCHES CANDLE-LIGHT-DINNER
mit 500 Kerzen und 3-Gänge Menü
Beginn: 18:00 Uhr

Reservierung: +49 (0)30-25 810 350
www.concerts-berlin.com

ZIEL

FORTSCHRITT IM DRUCK.
SEIT 100 JAHREN.

1000

Wir drucken flexibel und termingenaue
zu transparent kalkulierten Preisen.



Druckerei H. Heenemann
Bessemerstraße 83–91 · D-12103 Berlin
Telefon (030) 75 30 30
Telefax (030) 75 30 31 31





Lebensgefühl und Lebenskunst

Wie Sport uns hilft, glücklicher zu leben

GUDRUN DOLL-TEPPER UND DETLEF KUHLMANN

Die Profis rasen davon, die Massen laufen hinterher. Über 24.000 Läuferinnen und Läufer aus 86 Nationen sind unterwegs auf den Straßen Berlins, um fast an der gleichen Stelle – nur zu unterschiedlichen Zeiten – wieder dort anzukommen, wo sie gemeinsam losgelaufen sind. Es ist Anfang April, Halbmarathon in Berlin: Rund 21 Kilometer sind zu bewältigen. Doch warum nehmen so viele Sportler die Strapazen auf sich, obwohl sie niemals gegen den späteren Sieger, den Kenianer Patrick Makau Musyoki, gewinnen werden? Welcher Sinn steckt dahinter? Macht Sport einfach nur glücklich?

Sport findet eigentlich um seiner selbst willen statt; er verfolgt, abgesehen vom professionellen und meist hochbezahlten Leistungssport, keine materiellen Ziele und keine vorzeigbaren Güter, er ist nicht einmal lebensnotwendig.

Und doch treiben Menschen Sport, und es werden immer mehr. Sie suchen immer größere sportliche Herausforderungen – und das bis ins hohe Alter: 50-Jährige sind bei Marathons genauso dabei wie 80-Jährige. Hat Sport also doch einen „Mehrwert“? Sportler versprechen sich offensichtlich etwas von ihren körperlichen Aktivitäten, aber auch von deren Wirkungen, die sich unmittelbar oder langfristig einstellen. Die Frage nach Sinn und Zweck des Sports muss also etwas differenzierter beantwortet werden, denn einen einzigen Sinn des Sports gibt es nicht. Bei der Frage, warum Menschen sich sportlich betätigen, unterscheidet die neuere Sportpädagogik mehrere sogenannte Sinnbezirke: Sie sind miteinander verbunden, können zum Teil gleichzeitig verfolgt werden, sind von Mensch zu Mensch ganz unterschiedlich ausgeprägt und können sich im Laufe des Lebens verschieben. Jeder Sporttreibende kann den „Mehrwert“ insofern nur für sich selbst entdecken und „auskosten“.

Ein Motiv für sportliche Leistungen ist, die eigenen Fähigkeiten zu erproben und die eigenen Grenzen auszuloten, aber es ist nur eins der Motive. Viele suchen im Sport auch schlicht den körperlichen Ausgleich zum

Alltag oder der Büroarbeit, sie wollen sich fit und gesund halten. Andere sehen den besonderen Reiz auch in Aktivität in der Natur, sei es Segeln, Surfen, Wandern oder Skifahren.

Für viele Menschen sind auch Situationen attraktiv, die nicht immer mit Sport in Verbindung gebracht werden: etwa beim Tanz, wenn man seine Bewegungen als besonders schön und ästhetisch erlebt und präsentieren kann. Ein wichtiger Antrieb für Sport ist auch der so-

ziale Kontakt und die gemeinsamen Erlebnisse beim Sport. Viele schätzen gerade diese besonderen sozialen Erfahrungen: Im Sport entstehen Verbindungen, die über Jahre halten.

Sport ermöglicht auch die Erfahrung, den eigenen Körper zu beherrschen und zu steuern – wenn zum Beispiel Kletterer steile Felsen erklimmen oder Turmspringer mit absoluter Präzision Saltos und Schrauben vollführen, bevor sie ins Wasser eintauchen.

Der Sinn des Sports kann mit sechs Schlagworten zusammengefasst werden: Leistung, Gesundheit, Eindruck, Ausdruck, Miteinander und Spannung. In diese Kategorien lassen sich sämtliche Sportarten und Bewegungsformen mit jeweils unterschiedlichen Akzenten einordnen. Zwar treffen nicht alle Sinngebungen für alle Sportarten gleichermaßen zu, aber das Sporttreiben kann in den einzelnen Kategorien besonders akzentuiert oder modifiziert werden. Würden zum Beispiel

Kaum einer der 24.000 Starter beim diesjährigen Berliner Halbmarathon hatte eine Chance gegen den Sieger Patrick Makau Musyoki.



SCC-RUNNING

Eigene Grenzen ausloten

beim Halbmarathon alle nur ein Ziel verfolgen, nämlich das Rennen zu gewinnen, dann müssten die meisten gar nicht erst antreten. Jeder Läufer und jede Läuferin setzt sich also selbst ein Ziel, das dem eigenen, individuellen Leistungsanspruch gerecht wird: Die einen wollen vielleicht möglichst „unter zwei Stunden“ laufen, die anderen wollen „einfach nur ankommen“. Eines haben aber alle gemein: Laufen müssen sie schon selbst, wenn sie ihre Ziele erreichen wollen.

Sport kann auch ein sinnvolles Element der eigenen Lebensführung sein: Wer das Sporttreiben in seinen Alltag integriert, hat für sich herausgefunden, was ihm

Sport in den Alltag integrieren

der Sport bedeutet und dass ihm der Sport etwas Besonderes für sein Leben bieten kann. Sportliche Aktivitäten als für sich lebensbereichernd an- und wahrzunehmen – dieser Gedanke weist auf das Konzept der modernen Lebenskunst des Philosophen Wilhelm Schmid: Er empfiehlt, fortwährend nachzudenken über die möglichen Formen eines bewusst geführten Lebens und die damit verbundene Anstrengung, sein eigenes Leben zu überdenken und nicht einfach nur dahingehen zu lassen. Lebensführung



foto: Olivier Tuffé

Im Alltag selten, im Sport eine normale Herausforderung: den eigenen Körper beherrschen und steuern.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Gudrun Doll-Tepper



Geboren 1947 in Berlin. Studierte Anglistik, Leibeserziehung und Erziehungswissenschaft an der Freien Universität Berlin und promovierte dort 1985 im Fach Sportwissenschaft. Die Habilitation erfolgte 1994 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Seit 1996 Professorin an der Freien Universität für Sportwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Sports behinderter Menschen. Gudrun

Doll-Tepper war aktive Handballerin und Skifahrerin, spielte Basketball und war als Trainerin tätig. Ehrenamtlich ist sie seit 1996 Präsidentin des Weltrates für Sportwissenschaft und Leibes-/Körpererziehung. Seit 2006 Vizepräsidentin des Deutschen Olympischen Sportbundes, seit 2007 Vorsitzende der Olympischen Akademie Willi Daume. 2008 wurde sie in die IOC-Kommission „Frauen und Sport“ berufen.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Arbeitsbereich Integrationspädagogik,
Bewegung und Sport
Fabeckstraße 69
14195 Berlin
Tel.: 030 – 838 531 83
E-Mail: gudrundt@zedat.fu-berlin.de

als Sorge um sich selbst – mit sachgemäßen und reflektierten Urteilen. Gerade der Sport als Teil einer bewussten Entscheidung der Lebensführung bietet dabei eine Option – wenngleich nicht die einzige und schon lange nicht die wichtigste im Lebenslauf. Genauso ließe sich das Spielen eines Musikinstrumentes oder die Gartenarbeit als ein Element der Lebenskunst denken. Versucht man jedoch konkrete Anschlüsse zwischen Sport und der Philosophie der Lebenskunst herzustellen, dann können möglicherweise einige Empfehlungen eine Orientierungshilfe sein, um mit dem Sporttreiben (wieder) zu beginnen oder das eigene sportliche Engagement neu zu bedenken: Das Sporttreiben vermittelt uns das Gefühl, in der Welt aktiv und präsent zu sein – und zwar mit allen unseren körperlichen Möglichkeiten.

Auch wenn Einschränkungen durch Alter, Behinderung oder Tagesform zu spüren sind: Die Herausforderung der Bewegung an sich bleibt reizvoll. Dieses Aufgehen im sportlichen Tun wird umso intensiver als Gegenwartserfüllung wahrgenommen, je mehr es gelingt, die zu erfüllenden Aufgaben jenseits von Angst und Langeweile zu verwirklichen. Dieser (subjektiv) „berauschende“ Zustand wird oft mit dem populär gewordenen Begriff *flow* des amerikanischen Psychologen Mihaly Csikszentmihalyi umschrieben, was so viel heißt wie „optimale Erfahrung“. Die Herausforderung durch die Aufgabe und das Können der Person müssen stimmig sein. Doch diese besondere Gegenwartserfüllung

Erfüllte Gegenwart erleben

im Sport lässt sich weder von außen dirigieren noch wie ein Rezept verordnen. Das Gefühl von flow kann nur jeder für sich selbst finden.

Im Leistungs- wie im Freizeitsport wird das eigene Können immer wieder neu auf die Probe gestellt – mit persönlicher Leistungszuschreibung. Wer sich auf Sport einlässt und über eine Basis an sportlichem Können verfügt, der kann in nahezu allen Bereichen sein Können beträchtlich und meist auch zügig ausbauen. Wer heute den Halbmarathon mitläuft, will vielleicht morgen schon beim „ganzen“ Marathon starten. Die Entwicklung und Steigerung des eigenen Könnens ist generell eine wesentliche Antriebsfeder – quasi ein Axiom des Sporttreibens. Im höheren Alter ändert sich dies: Dann kann es wichtig werden, die eigene Leistung zu erhalten. Dennoch ist die Entwicklung im Grunde nie abgeschlossen: Ob wir das, was wir zu können glauben, auch wirklich können, wissen wir immer erst hinterher, wenn wir es wirklich geschafft haben.

Eigenes Können ausbauen

Der Sport soll den Menschen körperlich oder geistig zugute kommen. Vor allem die Entwicklung junger Menschen kann gefördert werden. Doch das passiert nicht automatisch. Sport ist prinzipiell ambivalent, denn Sport kann auch heißen: Verletzungen, Beschwer-

den und schlimmstenfalls dauerhafte Schädigungen. Die gesundheitlichen Chancen können also ins Gegenteil umschlagen. Auch wenn Sport Menschen verbinden soll, kommt es – wie etwa bei Fußballspielen zu sehen – immer wieder zu Konflikten oder Auseinandersetzungen. Diese Zweischneidigkeit muss als ein prinzipieller Widerspruch erkannt werden. Die Sportpädagogik hat die Aufgabe, die nützlichen Wirkungen zu fördern und die schädlichen möglichst zu verhindern. Allerdings ist das leichter gesagt als getan: Längst existiert das Phänomen der „Sportsucht“ als (psychisches) Problem, wenn das „Immer-mehr“ und das „Immer-öfter“ zwanghaft wird, sei es im Ausdauersport oder im Fitness-Studio. Diese maßlose Form ist dann kein wünschenswertes Element der Lebensgestaltung mehr, sondern Signal für eine Krise in der Lebensführung.

Prinzipielle Ambivalenzen erkennen

Wer sein Können verbessern oder auch nur bewahren will, muss regelmäßig Sport treiben – gut dosiert und kontinuierlich, nicht übertrieben und nur gelegentlich. Eine erste „Übung“ wäre, Sport zu einer guten Gewohnheit aufzubauen

Gute Gewohnheiten pflegen

und ihn rhythmisch zu betreiben – sowohl regelmäßig durch die Woche als auch abwechselnd in der Aktivität selbst, nämlich im angemessenen Wechsel von Bela-

Die Herausforderung durch Bewegung und Sport bleibt auch bis ins hohe Alter reizvoll.



iStockphoto, bloodstone

iStockphoto, Graffissimo



Regelmäßiges Fahrradfahren schont die Gelenke und stärkt den Kreislauf.

stung und Entspannung. Diese Gewohnheit kann noch eine soziale Dimension beinhalten: Die regelmäßige körperliche Bewegung geht, gerade im Mannschaftssport, mit der Pflege von sozialen Beziehungen einher. Das Gestaltungsprinzip der wechsellvollen Vielfalt kontrastiert ein bisschen den Sport als gute Gewohnheit: Selbst die besten (sportlichen) Gewohnheiten können zur Abstumpfung führen, und der Sport kann zu einem unerfüllten Ritual verkümmern. Deshalb sollten Sportler für Abwechslung sorgen und Neues probieren. Gerade der Sport bietet – im Gegensatz zum Alltag – eine Fülle von Möglichkeiten, um sich selbst oder eine andere Sportart für sich zu entdecken oder mit einer anderen Sportart neu anzufangen.

**Wechselvolle
Vielfalt erfahren**

Im Sport hat jeder Verantwortung für sich selbst zu tragen, aber auch für andere einschließlich der Umwelt, in der die sportliche Aktivität stattfindet. Verantwortung beim Sporttreiben betrifft die notwendigen Voraussetzungen, die jeweils erst hergestellt werden müssen, aber auch die möglichen Konsequenzen, die mit dem Sporttreiben ausgelöst werden können. Dem verantwortlichen Handeln kann sich niemand entziehen. Dabei gilt es auch, vor allzu überzogenen Erwartungen zu warnen, um Enttäuschungen vorzubeugen. Naivem Optimismus nach dem Motto „Du kannst alles, du musst es nur wollen!“ kann vielleicht eher begegnet werden mit der Erkenntnis, dass nur derjenige tief fallen kann, der (zu) hohe Ansprüche an sich oder an andere stellt. Sich in Skepsis zu üben und die eigene Kritikfähigkeit zu bewahren, darin kann verantwortliches Handeln zum Ausdruck kommen – genauso wie nach einem hoch gewonnenen Tennismatch nicht zu vergessen, dass es nur ein Spiel war.

Persönliche Verantwortung übernehmen

Früh mit Sport zu beginnen, fördert die Entwicklung junger Menschen – gerade mit Mannschaftssport.



iStockphoto, Dqfish

Prof. Dr. Detlef Kuhlmann



Geboren 1954 in Bielefeld. Nach dem Studium der Fächer Linguistik, Germanistik und Sport und der Promotion in Sportwissenschaft zum Thema „Sprechen im Sportunterricht“ (1983) arbeitete er unter anderem als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bielefeld und als Akademischer Oberrat am früheren Institut für Sportwissenschaft der Freien Universität Berlin. Er hat sich an der Universität Münster habilitiert und ist seit 2006 Professor für Sportpädagogik am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz Universität Hannover. Detlef Kuhlmann war früher aktiv im Handball und ist dies bis heute im Marathonlauf beim SCC Berlin. Ehrenamtlich engagiert ist er derzeit unter anderem in verschiedenen Gremien des Deutschen Olympischen Sportbundes und des Deutschen Handballbundes.

privat

Im Netz der Neuronen

Wie Emotionen, Gedanken und Bewegungen miteinander verknüpft sind



VON MATTHIAS MANYCH

Verhalten ist in seiner Komplexität schwer zu beschreiben und noch schwerer zu messen. Unser Gehirn ist dank seiner vernetzten Struktur in der Lage, eine schier unbegrenzte Zahl von Handlungen und Zuständen miteinander zu kombinieren. Dies geschieht jedoch nicht etwa zufällig, sondern hoch selektiv. Emotionale Zustände, Gedanken und Bewegungen werden aufeinander abgestimmt und der Situation angepasst – und zwar ohne dass uns dies auch nur bewusst würde. Beispielsweise „explodieren“ wir vor Wut oder lassen den Kopf hängen, wenn wir traurig sind. Wie diese Verknüpfung funktioniert, wenn Bewegung, Denken und Empfindung – wie nach der bisherigen Vorstellung der Wissenschaft – separaten Arealen und Verarbeitungspfaden im Gehirn zugeordnet sind, ist nicht geklärt. Doch jetzt scheint sich abzuzeichnen, dass es mehr Überlappung bei der Signalverarbeitung gibt als bisher vermutet.



Im limbischen System, hier rot eingefärbt, werden Informationen nach emotionalen Maßstäben wie „traurig“ oder „lustig“ bewertet.

Priv.-Doz. Dr. Fabian Klostermann



Geboren 1968 in Bochum. Studium der Humanmedizin in Münster. 1996 Promotion; klinische Weiterbildung zum Neurologen am Universitätsklinikum Benjamin Franklin der Freien Universität Berlin, heute Campus Benjamin Franklin der Charité (CBF); weitere Spezialisierung in den Bereichen klinische Neurophysiologie (EEG, EMG, evozierte Potenziale) und der Behandlung neurologischer Bewegungsstörungen. Ha-

bilitation 2004; seitdem wissenschaftlicher Leiter der Arbeitsgruppe Kognition und Motorik. Externe Kooperationen mit dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin und dem MPI für Kognitions- und Neurowissenschaften Leipzig, dem Institut für Linguistik der Universität Potsdam; interne Kooperationen mit der AG Neurophysik, AG Bewegungsstörungen der Klinik für Neurologie am CBF und am Campus Virchow-Klinikum der Charité (CVK), Klinik für Psychiatrie am CBF, Klinik für Neurochirurgie am CVK.

Kontakt:

Charité – Universitätsmedizin Berlin
Campus Benjamin Franklin
Klinik für Neurologie
Neurologische Hochschulambulanz und
klinische Neurophysiologie Berlin
Hindenburgdamm 30
12200 Berlin
Tel.: 030 – 8445 2276
E-Mail: fabian.klostermann@charite.de

Als „Sitz“ der Gefühle wird ein entwicklungs- geschichtlich altes und zentral liegendes Gebiet des Großhirns und des Zwischenhirns angenommen, das sogenannte limbische System. Als weitgespanntes Netzwerk von Nervenzellen besteht es aus der bogenförmigen Gürtelwindung (Gyrus cinguli), dem Ammonshorn (Hippocampus), der gezähnten Windung (Gyrus dentatus) und dem Mandelkern (Corpus amygdaloideum, kurz: Amygdala). Die gesamte Struktur überzieht wie ein Saum (Limbus) ein ausgeprägtes Nervenfaserbündel, das als „Balken“ (Corpus callosum) die linke und rechte Gehirnhälfte verbindet. Im limbischen System werden interne und externe Informationen nach emotionalen Maßstäben bewertet, beispielsweise als traurig, lustig oder euphorisierend. Wie bahnen sich aber diese Zustände den Weg auf die Ebene unseres Verhaltens? Wie wird aus der Empfindung von Freude ein Lachen, wie aus dem euphorischen Gefühl ein Luftsprung?

Nach Auffassung des Neurologen Fabian Klostermann, der an der neurologischen Klinik der Charité auf dem Campus Benjamin Franklin die Sprechstunde für Patienten mit Bewegungsstörungen wie der Parkinson-Krankheit leitet, ist für die Abstimmung von Emotionen mit motorischen und gedanklichen Prozessen eine gemeinsame Verarbeitungstrecke dieser Verhaltensanteile in den selben Hirnarealen und Verschaltungszentren erforderlich. Dass der Spezialist für Bewegungsstörungen zu dieser Meinung gelangt, ergibt sich aus seiner täglichen Arbeit. „Wenn Parkinson-Patienten unsere Sprechstunde aufsuchen, kann in nahezu 50 Prozent der Fälle zusätzlich eine relevante depressive Störung diagnostiziert werden. Diese

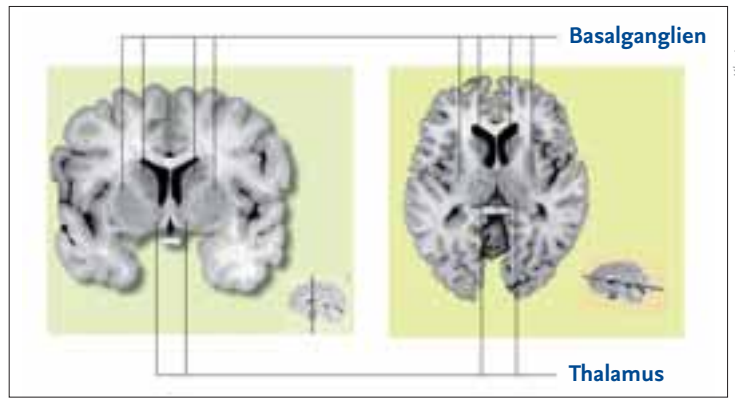
**Morbus Parkinson
als Modell**

affektive Beeinträchtigung ist nicht allein die Reaktion auf die Grunderkrankung, denn sie entwickelt sich häufig sogar vor der eigentlichen Bewegungsstörung“, erklärt Klostermann. Könnten Bewegungsstörungen wie der Morbus Parkinson also als Modell-Erkrankungen für die gemeinsame Verarbeitung verschiedener Verhaltensbereiche aufgefasst werden?

Hinweise hierfür zeichnen sich mittlerweile auch auf therapeutischer Ebene ab. Seit etwa 15 Jahren werden Patienten mit Morbus Parkinson mittels der sogenannten tiefen Hirnstimulation (Deep Brain Stimulation, DBS) behandelt, wenn bei der primären medikamentösen Therapie die Wirkung der eingesetzten Präparate in zunehmendem Maße schwankt. Für die Hirnstimulation werden Elektroden in Kernareale des Gehirns implantiert. Die Kabel dieser Elektroden werden anschließend mit einem Stimulator unterhalb des Schlüsselbeins verbunden, der hochfrequente Strompulse abgibt. Auf diese Weise kann das überaktive Zielareal so beeinflusst werden, dass beispielsweise das Zittern oder die Steifigkeit von Patienten innerhalb von Sekunden unterdrückt werden.

Stimulation durch Strompulse

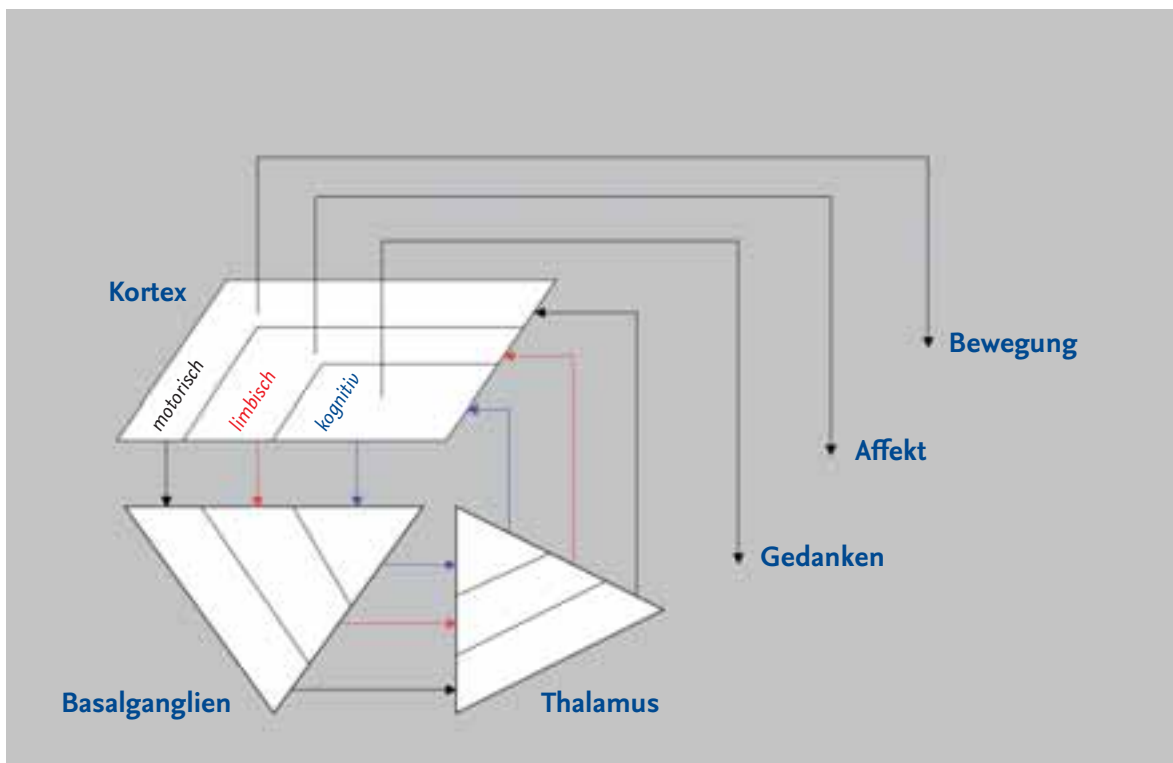
„Die Effekte der DBS sind ganz überwiegend motorisch und sehr lokal“, berichtet Klostermann, „zum Beispiel wird ein Parkinson-Zittern auf der rechten Körperseite durch die Stimulation des linken Nucleus subthalamicus unterdrückt“. Doch obwohl mit den Elektroden sehr gezielt Neuronengruppen angesteuert werden, die eigentlich nur für Motorik zuständig sein sollten, entstehen als Nebenwirkung dieser Behandlung bisweilen Veränderungen anderer Verhaltensanteile. Zum Beispiel kann die Stimulation die Stimmungslage oder das Denken beeinflussen, was allerdings angesichts der drastischen motorischen Verbesserung der Parkinson-Erkrankung für die meisten Patienten untergeordnete Bedeutung hat. Diesen Zusammenhang konnte Klostermanns Forschergruppe „Kognition und Motorik“ nachweisen: Zielareale der tiefen Hirnstimulation im Thalamus haben nicht nur motorische Funktionen, sondern auch kognitive. Dazu waren den mit DBS behandelten Parkinson-Patienten unterschiedliche Symbole gezeigt



Klostermann

Motorische, kognitive und emotionale Verhaltensbestandteile werden in tiefen Strukturen des Gehirns, den Basalganglien und thalamischen Kernen, miteinander verknüpft.

Nach dem klassischen Modell sollte das Verhalten auf getrennten Verarbeitungspfaden entstehen.



Klostermann

worden, die hinsichtlich einer gestellten Aufgabe entweder als wichtig oder unwichtig bewertet werden sollten. Währenddessen wurden direkt von der Elektrode aus dem Thalamus Hirnstrom-Signale der Personen mithilfe eines Elektroenzephalogramms (EEG) aufgezeichnet. Die Neurowissenschaftler konnten dabei eindeutig am EEG ablesen, dass die Prozesse der Symbolbewertungen auch in den eigentlich für Motorik zuständigen tiefen Hirnarealen ablaufen. Parallel dazu wies Andrea Kühn vom Campus Virchow Klinikum (CVK) der Charité nach, dass in den Zielgebieten der Deep Brain Stimulation auch emotionale Verarbeitung abläuft.

Klostermann vertritt mittlerweile die Auffassung, dass motorische, kognitive und emotionale Verhaltensbestandteile in tiefen Strukturen des Gehirns, den Basalganglien und thalamischen Kernen, miteinander verknüpft werden. Er ist davon überzeugt, dass die Überlappung der einzelnen Prozesse umso größer ist, je

Patiententest bringt den Beweis

weiter die Verarbeitung einer bloßen Handlungsintention auf ihrem Weg zur Ausführung fortgeschritten ist. Theoretische Grundlage dieser Annahme sind neuroanatomische Modelle, deren Ausgangspunkte Areale der Großhirnrinde sind. Vereinfacht ausgedrückt, werden hier emotionale, kognitive oder motorische Prozesse angestoßen. Diese noch rohen Versatzstücke späteren Verhaltens werden nun in die „Filter- und Rechenzentren“ der Basalganglien und des Thalamus eingespeist, bevor sie an die Hirnrinde zurückgegeben werden. Erst an diesem

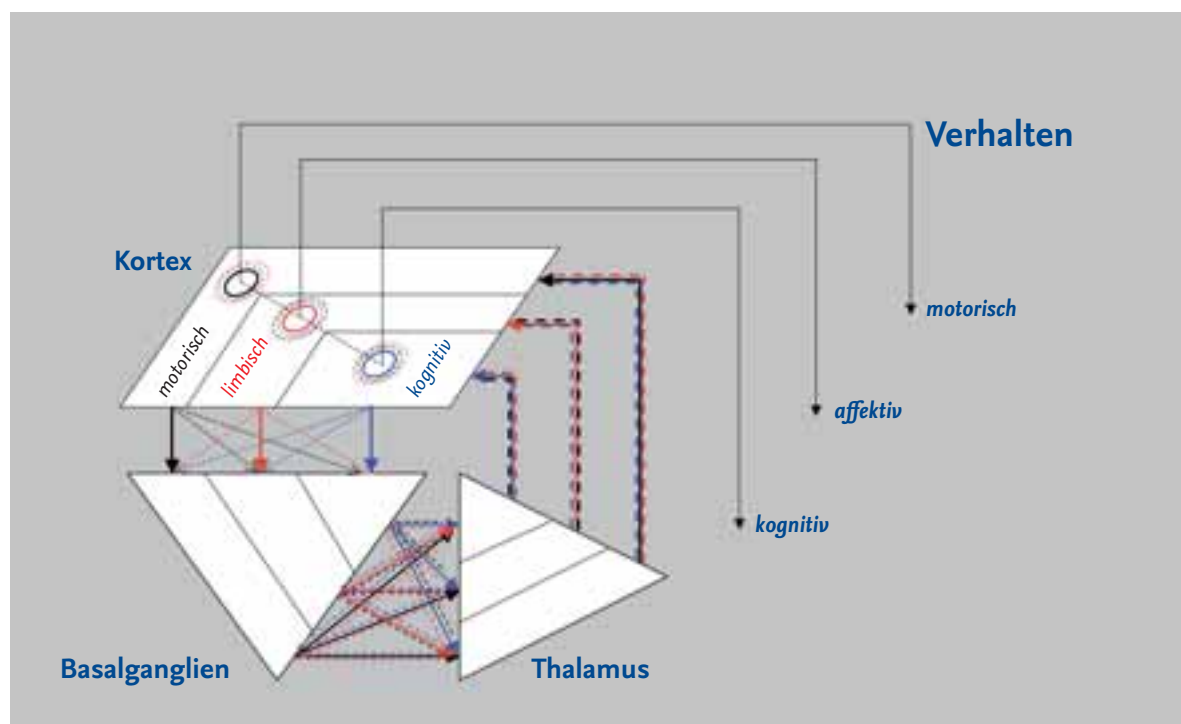
Punkt ist aus einem Handlungsplan ein integriertes und umsetzungsfähiges Verhaltensprogramm geworden. Basalganglien und Thalamus gehören nun zu jenen tiefen Hirnstrukturen, in denen, wie Fabian Klostermann sagt, „die Verarbeitung unseres Verhaltens zunehmend konvergent und teilweise überlappend abläuft“.

Somit werden viele Behandlungsstrategien von Erkrankungen des Gehirns, ob nun neurochirurgisch oder medikamentös, zwangsläufig eine Reihe von Effekten nach sich ziehen, die therapeutisch unerwünscht sind. Einige sind im Vergleich zum direkten Nutzen der Therapie glücklicherweise zweitrangig, andere können

Unerwünschte Nebenwirkungen verringern

sich aber zu einem ernsthaften Problem entwickeln. Deshalb geht es dem Berliner Neurologen besonders um die genauere anatomische und funktionelle Aufklärung der Zielstrukturen der tiefen Hirnstimulation: „In weiteren Schritten wollen wir zusammen mit Professor Kupsch und Professorin Kühn aus der Forschergruppe ‚Bewegungsstörungen‘ (CVK) die kritischen Regionen gemeinsamer motorischer, kognitiver und affektiver Verarbeitung innerhalb der nur wenige Millimeter großen Zielareale der DBS kartieren.“ Im Moment, so Klostermanns Einschätzung, erwarte die Mehrheit der Neurologen und Psychiater nicht, dass in den Basalganglien und motorischen Thalamuskernen diese Überlappungen existieren. Für ihn zeichnet sich aber bereits ein Umdenken ab.

Im aktualisierten Modell sind die Verarbeitungskanäle zunehmend verschaltet, Prozesse überlappen sich – am Ende entsteht ein integriertes Verhaltensprogramm.



Klostermann

Emotion in Stichpunkten

KURZ-FUNDIERT

Gefühle lassen unser Herz schneller schlagen, sie lassen die Augen feucht und die Kehle trocken werden, und sie lassen sich nicht abschalten – außer bei einigen Unfallopfern, deren Gehirn beschädigt ist. Emotionen beherrschen Körper, Geist und Gedanken – und die letzten drei Seiten in diesem Heft: Erkenntnisse aus der Emotionsforschung in Stichpunkten.

Woher stammt das Wort Emotion? Eine bewegende Angelegenheit ist die Sache mit den Emotionen. Zwar übersetzt der „Duden“ das Wort „Emotion“ trocken mit „Gefühlszustand“ oder „seelischer Erregung“. Doch stammt es aus dem Französischen und seine ursprüngliche Bedeutung ist im wahrsten Sinne des Wortes bewegt. Dem gleich bedeutenden „émotion“ entlehnt, das wiederum zu „émouvoir“ für „bewegen“ und „erregen“ gehört, stammt das Wort aus dem Lateinischen: „Emovere“ bedeutet „herausbewegen“ oder „emporwühlen“.

Was ist die Definition des Wortes Gefühl? Mit Gefühlen wie der „Liebe der Geschlechter“ befasst sich schon die französische „Encyclopédie“ aus dem 18. Jahrhundert, an der Diderot, d’Alembert und de Jaucourt gearbeitet haben. Dort heißt es poetisch: „Die Liebe ist, wo immer sie auftritt, stets



Wann empfinden Menschen Scham – und warum?

die Gebieterin. Sie bildet die Seele, das Herz & den Geist, je nach ihrer Art.“ Zwar gebe es „nur eine Art von Liebe, aber tausend verschiedene Kopien von ihr“. Die wahre Liebe sei äußerst selten. „Damit verhält es sich wie mit den Geisteserscheinungen: Alle Welt spricht davon, aber nur wenige haben welche gesehen.“ Konkreter wird da der Brockhaus knapp hundertfünfzig Jahre später. Die Ausgabe von 1894 weiß zu berichten: „In der Psychologie bezeichnet Gefühl im weiteren Sinne des Wortes unter den inneren Zuständen des Bewusstseins den leidenden Anteil derselben im Gegensatz zum Wollen, Denken, Anschauen und Einbilden als dem thätigen Anteil.“

Heute wird Gefühl meist allgemein als psychische Befindlichkeit definiert, häufig als Gegensatz zur gegenständlichen Wahrnehmung. Allerdings gehen fast alle Definitionen auf die Schwierigkeit ein, den Begriff zu fassen – zu vielschichtig, zu uneinheit-

Gefühle als Fundament menschlichen Lebens

lich. Jedoch gilt das Gefühl sowohl in der Psychologie als auch in der Philosophie als Fundament des menschlichen Seelenlebens, das einen Charakter tiefer zu formen vermag als Verstand und Wille. Auch verweisen viele Autoren darauf, wie stark Gefühle auf die körperlichen Funktionen einwirken können: Herzklopfen, gerötete Haut, Magenschmerzen.

Dürfen Politiker Gefühle zeigen?

Die Politik ist ungerecht, vor



allem gegenüber Frauen. Politikerinnen wird eine Gefühlsregung deutlich öfter negativ ausgelegt als Männern. Die zwei häufigsten Vorwürfe lauten Kalkül und Schwäche. Als Hillary Clinton im Vorwahlkampf in New Hampshire Tränen in den Augen hatte und über ihre Belastung sprach, interpretierten das viele Kommentatoren als „Stunt“, um weibliche Wähler hinter sich zu scharen – also als Kalkül.

Gerhard Schröder wiederum warf seiner Amtsnachfolgerin Angela Merkel vor, in ihrer Außen- und Menschenrechtspolitik gegenüber China und Russland „zu emotional“ zu agieren. Da schwang mit, dass die Frau sich zu sehr von ihren Gefühlen leiten lasse – eine Schwäche. Schröder wiederum konnte im Wahlkampf 2005 einiges an Boden gut machen, nachdem er im Fernsehduell gegen Merkel seiner Frau Doris ein gefühliges Liebesgeständnis dargebracht hatte. Als sich allerdings im französischen Präsidentschaftswahlkampf die sozialistische Bewerberin Ségolène Royal wütend zeigte über die Benachteiligung behinderter Kinder, wurde wieder diskutiert, ob das angemessen gewesen sei. Für den Wahlsieg hat es jedenfalls weder bei Schröder noch bei Royal gereicht.

Hillary Clintons Tränen als Kalkül

Wann und warum fühlen wir Neid? Das Experiment war eindeutig: Vier Probanden spielen ein Glücksspiel am Computer, sie alle gewinnen Geld, allerdings unterschiedlich viel. Die Regeln lauten: Die Probanden sind durch Sichtblenden getrennt, von den anderen Mitspielern wissen sie nur, wie viel Geld die bereits gewonnen haben. Sonst erfahren sie nichts voneinander. Am Schluss kann jeder nach Hause gehen und sein Geld

mitnehmen. Er kann aber auch den Gewinn der anderen reduzieren, anonym und per Mausclick.

25 Pence kostet es, ein Pfund bei jemand anderen zu vernichten. Durchgeführt wurde das Experiment an der britischen Warwick Universität. Das Ergebnis: Zwei Drittel der Kandidaten vernichteten Kapital anderer Mitspieler. Wer beim Glücksspiel besonders gut abschnitt, der wurde besonders oft Opfer der Attacks. Die Forscher folgerten daraus: Neid liegt offenbar in der Natur des Menschen. Rund um den Globus gibt es das Gefühl. Die Wissenschaft tappt bei der Neidforschung zwar noch weitestgehend im Dunkeln, doch traut sie sich einige starke Thesen zu: Weil das Gehirn immerzu vergleiche – warm, kalt; hell, dunkel; gut, schlecht – arbeite es auch im sozialen Leben so. Ständig vergleiche man sich mit anderen und zieht so Rückschlüsse für das Selbstbild. Wenn wir Schwächen im Vergleich zu anderen erkennen, gerät das Selbstbild in Gefahr. Bei Kindern löst das häufig unmittelbare Reaktionen aus, bei Erwachsenen bleibt das Gefühl häufig eher unter der Oberfläche.

Für 25 Pence ein Pfund vernichten

Wann und warum empfinden wir Scham? Die Neigung, sich zu schämen ist, wie die meisten Gefühle, biologisch verankert und erfüllt einen Zweck. Sie helfen dem Individuum, sich in seiner Umwelt und in seinem sozialen Leben so zu positionieren, dass es dazugehört. Außenseiter haben es evolutionär gesehen oft schwer, sich durchzusetzen. Was sich allerdings ständig ändert, sind die Schamgrenzen, sie unterscheiden sich von Kultur zu Kultur. In Japan beispielsweise schämen sich diejenigen, denen es nicht gelingt, die

Emotion in Stichpunkten

in sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen – sei es am Arbeitsplatz oder in der Schule. So lässt sich die hohe Selbstmordrate dort erklären: Leistungsschwäche als Grund, sich zu schämen. In westlichen Kulturen gilt immer weniger die Nacktheit als schamhaft, sondern mehr und mehr der vermeintlich mangelhafte Körper, der zu dick, zu unsportlich oder zu unproportional geformt ist: körperliche Vielfalt als Grund, sich zu schämen.

Wo entstehen Gefühle? Eine Karte des menschlichen Gehirns zeichnen, das ist für die moderne Wissenschaft kein Problem. Mit bildgebenden Verfahren kann sie zeigen, welches Hirnareal wann und unter welchen Bedingungen aktiv wird. Diese Bilder legen nahe, dass Emotionen keineswegs nur im sogenannten limbischen System entstehen, den vielfach verzweigten Strukturen im Gehirn, sondern dass sie je nach Situation regelrecht zusammengebaut werden – und dass dabei ganz verschiedene Hirnareale flexibel eine Rolle spielen. Wichtig ist hierfür vor allem der präfrontale Kortex, der direkt hinter der Stirn liegt. Dieser Teil des Hirns war eines der am stärksten wachsenden und sich verändernden Teile als sich das Tier zum Menschen entwickelte. Das sogenannte Stirnhirn ist an fast allen Planungs- und Steuerungsaktionen beteiligt.

Wer an diesem präfrontalen Kortex verletzt ist, der verändert sich mitunter vom liebevollen Empathen zu einem aggressiven Chaoten. Untersuchungen mit Unfallopfern, deren Kortex verletzt war, illustrieren die Bedeutung dieses Gefühlszentrums. Einige waren zu keinerlei Entscheidung mehr fähig – und zwar nicht,

weil ihnen die Fähigkeit fehlte, Informationen zu verarbeiten, sondern sie emotional zu bewerten.

Gefühlsregungen im Mutterleib: Können ungeborene Kinder weinen? Ein amerikanisch-australisches Forscherteam hat Föten untersucht von Frauen in der 28. Schwangerschaftswoche. Per Ultraschall verfolgten die Wissenschaftler, wie die Kinder auf Reizungen durch kurze tiefe Töne reagierten. Das Ergebnis: Die ungeborenen Kinder zeigten genau das gleiche Verhaltensmuster wie Neugeborene, wenn sie weinen. Sie öffneten den Mund und senkten die Zunge ab – so als würden sie ausatmen. Anschließend machten sie Bewegungen, die tiefen Atemzügen ähnelten, um sich dann wieder zu beruhigen. Es scheint, als würde sich das Weilverhalten von Kleinkindern schon vor der Geburt entwickeln.

Zusammengestellt von Oliver Trenkamp

Entwickeln Kinder das Weilverhalten schon vor der Geburt?





SecurityLab Berlin

BUNDES
DRUCKEREI

Fraunhofer
Institut
für
Zuverlässigkeit und
Mikrointegration

► WELTWEIT SICHERE
IDENTITÄTEN.
MIT INNOVATIONEN
AUS BERLIN.

www.bundesdruckerei.de

► Die Bundesdruckerei zählt mit ihren Hochsicherheits-Technologien zu den international führenden Unternehmen – mit neuartigen Produkten, die in der digitalen Welt von heute einen Schlüssel für Transaktionen aller Art darstellen.

Die Entwicklung und Umsetzung von Innovationen und fortschrittlichen Technologien im Bereich SecureID stehen im Mittelpunkt aller Aktivitäten. Diese klare Ausrichtung ist grundlegend für den Erfolg des Unternehmens.

Um ihren Vorsprung zu sichern und auszubauen, setzt die Bundesdruckerei auf vernetztes Arbeiten und interdisziplinäre Kooperation auf hohem wissenschaftlichen Niveau. Dazu gehören unter anderem Laborkooperationen (SecLabs) mit Instituten der Fraunhofer Gesellschaft wie dem Fraunhofer Institut für Zuverlässigkeit und Mikrointegration (IZM), dem Fraunhofer Institut für Angewandte Polymerforschung (IAP) und dem Fraunhofer Institut für Offene Kommunikationssysteme (FOKUS).

Zudem stiftete die Bundesdruckerei den ersten Lehrstuhl für Secure Identity in Deutschland an der Freien Universität Berlin und fördert damit gezielt die Entwicklung einer bedeutenden Zukunftstechnologie.

Weltweit sichere Identitäten. Mit Innovationen aus Berlin. ◀

BUNDES

DRUCKEREI

Leser werben Studenten.

Das sind Ihre Prämien:



iPod shuffle

2 GB USB-Flash-Speicher für bis zu 500 Songs. Integrierte wiederaufladbare Lithium-Ionen-Batterie. Wiedergabedauer bis zu 12 Stunden, Standby-Zeit 1 Monat bei voller Ladung. Aufladen erfolgt über das mitgelieferte USB-Dock. Ohrhörer im Lieferumfang enthalten. Maße: 2,7 x 4,1 x 1 cm, Gewicht: 15 g. Farbe: silber.



Dussmann Das Kulturkaufhaus-Gutschein im Wert von 60,- €



MediaMarkt-Gutschein im Wert von 60,- €

Prämien-Gutschein für den Vermittler

(Gilt nicht für ermäßigte oder befristete Abonnements – z. B. Geschenk-Abo.)

Ich habe für den Tagesspiegel einen neuen Studenten-Abonnenten gewonnen. Bitte schicken Sie mir die folgende Prämie:

- iPod shuffle
- Dussmann DasKulturkaufhaus-Gutschein im Wert von 60 €
- MediaMarkt-Gutschein im Wert von 60 €

Der neue Abonnent ist nicht mit mir identisch und gehört nicht zu meinem Haushalt.

Frau Herr

Name/Vorname:

Straße/Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

E-Mail:

Geburtsdatum (freiwillige Angabe)

Datum:

Unterschrift des Vermittlers:

Bestellschein für den neuen Tagesspiegel-Abonnenten

Bitte liefern Sie mir ab _____ den TAGESSPIEGEL täglich für mindestens 12 Monate und danach im laufenden Bezug zum ermäßigten Preis für Studenten von zzt. monatlich 13,50 € (inkl. MwSt. und Zustellung innerhalb Deutschlands). Der Vorzugspreis kann nur bei Einsendung der Immatrikulationsbescheinigung gewährt werden.

Ich und in meinem Haushalt lebende Personen waren in den letzten sechs Monaten nicht Abonnent des Tagesspiegels. Bitte buchen Sie den Bezugspreis von meinem Konto ab:

monatlich vierteljährlich

Kontonummer:

BLZ:

Bank:

Name/Vorname:

Straße:

Nr.:

Zustellhinweis (z. B. Innenbriefkasten)

PLZ/Ort:

Telefon:

E-Mail

Geburtsdatum (freiwillige Angabe)

Widerrufsbelehrung: Sie haben das Recht, diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen nach Lieferbeginn in Textform oder durch Rücksendung der erhaltenen Waren zu widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs an: Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Vertrieb, 10876 Berlin. Der Widerruf bedarf keiner Begründung. Datum und Unterschrift des neuen Abonnenten:

Preisstand dieses Angebotes 01.07.2007

Gleich bestellen:

Fax (030) 260 09-771

www.tagesspiegel.de/abo

Verlag Der Tagesspiegel GmbH

Leserservice, 10876 Berlin

DER TAGESSPIEGEL

RERUM COGNOSCERE CAUSAS